Zool.
548

Zool ~~544~~ 548

Wenzel

Hist. nat. Regn. animale. Opp. var. regnum anim. ill. 240.

~~Zool. N° 47.~~

Sie lügen nicht; Wahrheit ist in ihrer Sprache.

Neue auf Vernunft und Erfahrung gegründete Entdeckungen über die Sprache der Thiere.

Von

Gottfried Immanuel Wenzel.

Wien, 1800.

Im Verlage bey Anton Doll.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Geschöpfe, die dem Menschen in vielen Stücken so ähnlich an Körper und Seele sind, die, gleich ihm, einen organischen Leib, und, nach ihrer individuellen Bestimmung, auch Verstandskräfte besitzen, die des Vergnügens und Schmerzes, gleichwie er, fähig sind, und eben so wie er, nicht absichtslos auf diesem Planeten wandeln, solche Geschöpfe scheinen mir nicht ohne Sprache seyn zu können. Der Gedanke, die allgütige Natur habe ihnen die Gabe versagt, sich einander verständlich mitzutheilen, einander ihre Empfindungen und Gefühle zu offenbaren, dieser Gedanke war mir unerträglich. Ich suchte

Licht in dieses Dunkel zu bringen, und folgte der Fackel der Vernunft und der Erfahrung. Ich beobachtete das Thier in allen seinen Verhältnissen, wie und wo ich konnte. Ich dachte über das Beobachtete nach, und die Resultate meines Denkens enthält dieses Buch.

Das Thier ist im Stande Töne hervorzubringen, und zwar Töne, die den jedesmaligen Empfindungen desselben entsprechen; Töne, deren Gebrauch in der Willkühr des Thieres liegt. Es drücket sich anders aus im Zustande des Schmerzes, als im Zustande des Vergnügens, der Lust. Anders bellet der Hund, wann er zornig ist, anders, wann er ein Rebhuhn, eine Wachtel, einen Hasen dem Jäger ankündigt; anders, wann er schmeicheln und liebkosen will. — Die Henne hat eigene Töne, durch welche sie zu verstehen giebt, daß sie uns ein Ey schenkt; eigene, wann sie besorgt um ihre Küchlein ist, oder die schreck-

liche Erfahrung zum erstenmale macht, daß ihr Pflegekind, die junge Ente, nach dem Wasser läuft, und sich in das nasse Element wagt.

Papagoyen, Staare, Raben, selbst Hunde, werden dahin gebracht, daß sie Wörter aus der Sprache des Menschen ordentlich aussprechen. Sind sie dazu fähig, haben sie dazu die erforderlichen Organe, warum sollte man an der Fähigkeit zweifeln, daß sie sich nach ihrer Art einander verständlich machen können? ich sage absichtlich nach ihrer Art; denn ich bin weit von der Behauptung entfernt, die Vollkommenheit der Menschensprache bey der Sprache des Thieres zu suchen. Diese ist und bleibt ewig sehr eingeschränkt, so begrenzt, als begrenzt der Erkenntnißkreis des Subjekts ist, welchem sie zukommt.

Ich habe Töne bey Thieren wahrgenommen, die mir ungemein viel Aehn-

lichkeit mit den Buchstaben und Sylben unserer Sprache zu haben scheinen. Im gegenwärtigen Werke führe ich diese buchstabenähnlichen Töne und Sylben an, ohne deßwegen zu verlangen, daß man glaube, daß Thiere wirklich Buchstaben in ihrer Sprache besitzen. Ich wage sogar einige Uebersetzungen aus der Thiersprache, weil ich dafür halte, daß das Thier unter den Umständen, unter welchen ich es behorchte, den übersetzten Inhalt gedacht habe, und ihn auch ohngefähr so vorgetragen haben würde, hätte es sich menschlich ausdrücken können — Vielleicht sind auch diese Uebersetzungen eine Art Unterhaltung für meine Leser.

Der Gegenstand, den ich bearbeite, ist, wie man sieht, neu. Ich habe keine Vorgänger. Die Bahn, welche ich gehe, mußt' ich mir selbst brechen. Von Vernunft und Erfahrung begleitet, schlug ich einen Weg ein, auf welchem ich

manches Hinderniß wegzuräumen, manche Schwierigkeit zu bekämpfen hatte. Man wird also billig seyn, und von mir nicht fordern, daß ich den gewählten Stoff ganz erschöpft haben soll, und mir es verzeihen, wenn ich vielleicht hie und da zuviel oder zuwenig gesehen habe. Es ist keine so leichte Sache, Selbstschöpfer zu seyn; so wie nirgend leichter zu irren ist, als wenn man sich in Gefilde wagt, die noch kein Wanderer betreten, von denen man noch keine Karte hat.

Der Systematiker wird mir vielleicht einwenden, daß ich eher die Verstandskräfte des Thieres untersucht haben sollte, bevor ich über die Sprache desselben schrieb. Ich widerspreche ihm keineswegs, und lasse, um des lieben Hausfriedens willen, diese Untersuchung gegenwärtiger Arbeit folgen, überzeugt, daß die gute Sache dabey nichts verliert, wenn gleich A nicht vor dem B stehet. Zudem sind die Beobachtungen,

die ich über die Verstandskräfte der Thiere theils selbst anstellte, theils sammelte, nur gelegenheitliche Acquisition, die ich da machte, als ich mich mit der Thiersprache beschäftigte; sie mögen also auch immer als Anhang zu diesem Werke angesehen werden.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß man meine Bemühung nicht verkennen wolle, und auch das Fünkchen Licht nicht verachte, welches ich mir schmeichle angezündet zu haben!

G. J. Wenzel.

Real-Uebersicht des Werkes.

I.

Die Thiere haben die Fähigkeit, sich einander durch Töne verständlich zu machen, — mithin eine Sprache. — Beweise dafür aus Vernunft und Erfahrung.

Die Hunde und das Schinkenbein. — Die Henne und ihre Küchlein. — Die sprechenden Spatzen. — Der schimpfende Hund. — Der klagende Vogel. — Das schöne Stadtpferd und der arme Lastgaul. — Der beredte Papagoy. — Der antwortende Staar. — Die Termiten-Colonie. — Meine Beobachtungen bey einem Ameisenhaufen. — Der verrätherische Honigkukuk. — Der fragende Kolkrabe. S. 21

II.

Unterschied der Sprache der Thiere von der Sprache des Menschen.

Vorzüge der Menschensprache. — Eingeschränktheit der Sprache der Thiere. — Ist äusserst einfach, voll Wiederholungen, hört mit der Befriedigung des Bedürfnisses beym Thiere auf. S. 48

III.

Vollkommenheit der Thiersprache. — Wie das Thier empfindet und fühlet, so drücket es sich auch aus. — Beyspiele aus der Thierwelt.

Der seine Schmerzen ausdrückende und nach Hülfe rufende Hirsch. — Der Hund mit dem gebrochenen Fuße. — Der aufgerissene Sack mit Haber und die Spatzen. In der Sprache der Thiere ist keine Lüge. — Mein Hund und ich auf der Promenade. — Der aufrichtige Zeisig im Käfige, und seine Brüder im Freyen. S. 52

IV.

Bestreben des Thieres, sich dem Menschen verständlich zu machen.

Der den Amtsbefehl verkündigende und beabachtende Schloßhund zu Schönwalde in Böhmen. — Die bittende Löwinn. — Die Wanderer und der Löwe. — Der die Mörder seines Herrn anklagende Affe. — Die sich unterredenden Wölfe und Füchse. — Der Bär mit dem Dorn im Fuße, in Böhmen, und der gute Bauer. — Was spricht der Hund? — Der einen Verlust ankündigende Hund. — Die von ihrem Liebling, dem Hunde, getrennte Ente. — Die ihre Freude und ihren Schmerz ausdrückende Kuh. — Die Nachricht bringenden Hunde. — Die Henne, und das Entchen im Wasser. — Das sich beschwerende Kätzchen der gnädigen Frau, und die alte Marie. — Das Pferd, der Stallmeister, und der Stallknecht. S. 61.

V.

Wie kann der Mensch die Sprache des Thieres verstehen lernen? — Grundsätze der Thiersprache.

Einsylbig und zweysylbig abgebrochene Töne, schnell auf einander folgende, unharmonische, schnell, undeutlich und hastig hervorgebrachte, sanfte und harmonische, schneidende, durchdringende rasche und einsylbige Töne, was sie bedeuten. S. 84

VI.

Die sprechenden Vögel in der Höhle auf Antiparos, und die Henne in der Grotte zu Chablais in Frankreich.

Zwo merkwürdige naturhistorische Erscheinungen. — Ehre, Hochmuth, Stolz, Pracht, sind nicht Gegenstände der thierischen Gespräche; auch nicht Abstraktionen. — Wo die Sprache des Thieres nicht zulangt, da hilft die Mimik dem Sprachmangel ab. S. 88

VII.

Jede Thierart hat ihre eigene Sprache, die als Abänderung der Sprache des Geschlechts zu betrachten ist, zu welchem die Thierart gehört. — Ursachen, welche die Verschiedenheit der Thiersprache erzeugen.

Hauptsprachen unter den Thieren. Jedes Thiergeschlecht hat eine Hauptsprache. Abänderungen dieser Hauptgeschlechtssprachen. — Welche Thiere einander verstehen, und welche nicht. S. 98

VIII.

Beyspiele, welche beweisen, daß Thiere auch von verschiedener Art einander durch Umgang verstehen lernen.

Die beyden Pferde und der alte Ochs. — Der Tieger und die vertrauten Hausthiere. — Der gesprächige Hirsch und die Kühe. — Eigene Beobachtung bey einer

Katze und einem Hunde. — Das Panterthier und das Böckchen. S. 109

IX.

Buchstaben- und Sylbenähnliche Töne, welche der Verfasser in den Sprachen einiger Thierarten am häufigsten wahrgenommen hat.

Nämlich: bey Affen, Böcken, Canarienvögeln, Dohlen, Elephanten, Eseln, Finken, Fröschen, Füchsen, Gänsen, Immen oder Bienen, Hähnen, Hennen, Hunden, Katzen, Kühen, Löwen, Mäusen, Nattern, Ochsen, Pfauen, Pferden, Ratten, Schafen, Schweinen, Tauben, Turteltauben, Unken, Zeisigen. S. 117

X.

Versuch eines Wörterbuchs der Thiersprache, hauptsächlich der Sprache unserer einheimischen Thiere.

Dieses Wörterbuch, — diese Benennung lasse man mir einstweilen gelten, — be-

beziehet sich auf die Sprache nachstehender Thiere, nämlich: der Gänse, Hunde, Bienen, Katzen, Löwen, Ochsen, Affen, Honigkukuk, Dachse, Dohlen, Canarienvögel, Finken, Ratten, Zeisige, aller Singvögel, Pferde, Turteltauben, Esel, Pfaue, Elephanten, Füchse, Hennen, Hähne, Frösche, Wölfe, Böcke, Kühe, Ziegen, Raben, Mäuse, Unken, Raubvögel, Grillen. S. 121

XI.

Ein Paar Uebersetzungen aus der Thiersprache. — Aus der Sprache der Hunde, der Katzen, Vögel und Hühner. — Ein Gespräch unter mehreren Thieren verschiedener Art.

Prosodie der Thiersprache. Unterhaltende Thiergespräche im Thiertone vorgetragen, und aus ihrer Sprache in die

vollkommene Sprache des Menschen übersetzt. S. 143.

XII.

Die Thiere verstehen auch die Sprache des Menschen. — Beyspiele.

Eine Spuckgeschichte, aufgelößt und erklärt durch eine Hündinn, die Junge hatte. — Der die Befehle seines Herrn verstehende Hund. — Ein ähnliches Beyspiel von einer Klapperschlange. — Der Krämer und sein Hund. S. 156.

XIII.

Besondere Erfahrungen des Verfassers über die Sprache der Thiere.

Ein Gespräch unter den Füchsen im Hause eines Jägers. — Der Verfasser verstehet einen fremden Hund. — Hühnersprache. S. 165.

XIV.

Besondere fremde Erfahrungen über die Sprache der Thiere.

Der Adler des Lucius Tarquinius Priskus. — — Der Adler vor dem kaiserl. Heere bey der Schlacht in der Gegend von Zenta, 1697. — Der Staar und die böse Kammerjungfer mit der Nähnadel. — Der Hund als Rächer seines ermordeten Herrn. — Die Geisterseherinn in Westpreußen und ihr Kätzchen. — Der Hund als Laquai. S. 174.

XV.

Stufenleiter in der Vollkommenheit der Thiersprache; oder: thierischer Logometer.

Die Sprache der Fische, Würmer, Insekten, des Kameelgeschlechts, des Hasen- Pferde- Hirsch- Ochsen- Schaaf- und Ziegengeschlechts; die Sprache der wilden reissenden Thiere, des Katzen- und Hundegeschlechts, der Vögel, Hühner und Gänse. S. 190.

XVI.

Die Gebehrdensprache, Mimik der Thiere. — Thierisch-pathognomisch-mimisches Alphabet.

Dieses Alphabet erkläret die Bedeutungen verschiedener Bewegungen der körperlichen Theile des Thieres, als: After, Andrücken des Thieres, Erdescharren, Federn, Flügel, Graben in der Erde, Grasbeissen, Haare, Hautzusammenziehung, Irren, Kriechen, Krümmen, Laufen, unregelmäßiges, Lecken, Liegen, Mähnen, Mund, Muskeln des Mundes, Muskeln der Stirne, Nasenflügel, Ohren, Reiben, Schnabel, Schütteln des Körpers, Stampfen mit den Füssen, Schwanz, Stutzen, Tasten, Ueberwerfen des Leibes, Wälzen auf der Erde, Wasserscheue, Zähneflätschen, Zungebleken. S. 196.

I.

Die Thiere haben die Fähigkeit, sich einander durch Töne verständlich zu machen, — mithin eine Sprache. — Beweise dafür aus Vernunft und Erfahrung.

Daß Thiere ihre Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften durch Töne veroffenbaren, ist eine Wahrheit, von welcher man sich täglich überzeugen kann. Das kranke leidende Thier winselt, jammert und stöhnet; die Töne, die es von sich giebt, sind deutliche Ausdrücke des Schmerzes, den es empfindet, von dem es befreyt zu werden wünscht. Der mit seinem Herrn auszugehen gewohnte Hund, drücket durch Geheul und Gebelle sein Mißvergnügen aus, wann er einge-

sperrt, wann er der Gesellschaft seines Gebieters entzogen wird. Er bellet auf eine besondere Freude verkündende Art, wann sein Wohlthäter wieder erscheint, und er sich demselben nahen darf. Ich zertheile einen wohlriechenden Schinken, und mein mir aufwartender Pudel kann den Augenblick nicht erwarten, in welchem auch ihm etwas davon zu Theil werden wird. So bescheiden das Thier auch sonst ist, so kann es sich doch jetzt nicht enthalten, mir durch laute Töne zu verstehen zu geben, daß ihm's überaus danach gelüste. Ich befriedige die Begierde des Hundes, und werfe ihm das Bein zu. Welche Freude! Welches Entzücken! Er bellet nicht, er knurrt, und ich erkenne seine Freude, sein Entzücken an diesem Knurren. Aber wie verändert sich solches plötzlich, als sein Kammerade, der Pommer, in die Stube tritt, und sich ihm nähert! Das freudige Knurren des am Schinkenbeine nagenden Pudels übergehet jetzt in unharmonische, scharf accentuirte Töne, und bezeichnet den Unwillen deutlich, der sich seiner bemächtigt. — Sanft und wohlklingend sind die Töne des Vogels, der ruhig in seinem

Käfige sitzt, den keine Leidenschaft treibt; aber man reize ihn, man thue ihm was Widriges, wie dissonant werden sie! Er singet nicht mehr, er springt und hüpft mit ausgebreiteten Flügeln bald dahin, bald dorthin. — Wie lieblich ist die Stimme der mütterlichen Henne, wann sie ihre Kleinen zusammen ruft, und unter ihren Flügeln verbergen will, und wie voll Besorgniß, Furcht und Angst wird eben diese Stimme, wann eine ihr zur Erziehung anvertraute Ente sich hin an's Ufer begiebt, und sogar einen Sprung in's Wasser wagt! — Gewiß sind diese Beobachtungen, die ich hier in's Unendliche vermehren könnte, giltige Beweise für die Behauptung: daß Thiere die Fähigkeit haben, sich durch Töne verständlich zu machen, mithin auch, in diesem Sinne, eine Sprache besitzen.

Auch sehe ich nicht ab, warum ihnen die schaffende Natur diese Gabe vorenthalten haben sollte, da sie ihnen doch so überaus viel Aehnliches mit dem Menschen gegeben hat. Sie empfinden durch Nerven und Sinne, wie der Mensch; sie haben, wie er, Vergnügen und Schmerz, begehren und verabscheuen, wie er. Eben so,

wie bey dem Menschen, fließt das Blut in den Adern des Thieres, und beweget sich das Herz desselben. Sie sind, gleich ihm, im Besitze von Organen, durch welche sie Töne ausstossen können. Und diese ganze der unsrigen so ähnliche Organisation sollte nicht fähig seyn, die Gefühle verständlich auszudrücken, die in ihrem Innern vorgehen? — Schon diese Betrachtung sollte die Verächter der Thiere aufmerksam machen, und sie vor einem Schluße warnen, dem alle Erfahrung, und mit dieser eine von Vorurtheilen nicht geblendete Vernunft so sehr widerspricht.

Wann Thiere einander liebkosen, so bemerkt das Ohr des Beobachters, daß ihre Töne Ausdrücke des Wohlwollens und der Zärtlichkeit sind, die eines für das andere empfindet. Die unschuldige Taube girret Liebe ihrem Gatten zu, und das Murren der Katze zeuget von ihrem Frohsinn bey dem Anblicke ihrer Jungen; sie sagt ihnen, wie nahe sie ihrem Herzen sind, und welch' ein Wohlgefallen sie an ihnen finde. Die noch unbefiederten Vögel im Neste zwischern in den mannichfaltigsten Tönen, und fordern Nahrung. Die dem

Vogelsteller entflohene Maise verkündet allen ihren Schwestern das Unglück, welches sie betroffen, und warnet sie vor der Gefahr, die ihnen in der Gegend droht. Der Vogelsteller muß lange warten, bis es ihm glückt, wieder eins von diesen Thierchen zu fangen. Es ist doch sonderbar: Man hänget beym Vogelfange Lockvögel aus, in der Absicht, um Kammeraden herbeyzurufen, und will es nicht glauben, daß den Thieren Sprache zukomme.

„Ja, wer wird denn dieses Getschwitscher Sprache nennen?“

Erlauben Sie doch, mein Herr, mir unmaßgeblich die Frage: Wie unterscheidet sich von diesem Getschwitscher die Sprachen so mancher Völker? Wer nicht Englisch kann, und mehrere Engländer zusammensprechen hört, vernimmt eben ein solches Getschwitscher, und doch ist es Sprache. — Die Töne des Irokösen, des Hurons, der Albinos, wie kreuzen sie einander durch, wie sonderbar klingen sie dem europäischen Ohre, und doch verstehet ein Iroköse den andern, ein Huron den andern. Die Vögel zwitschern nach unserm gewöhnlichen Ausdrucke, aber sie sprechen

wirklich im Grunde, nämlich eine ihrem Verhältnisse als Vögel, und ihren Organen angemessene Sprache. Das Zisch, Zisch, Kirr, Kirr, Fi, Fi, sind bey ihnen eben so bedeutende Ausdrücke, als bey uns die Worte sind. Wenn der Hund des Abends Laut giebt, so sagt er dadurch eben so viel, als wir mit den Worten sagen würden: „Hab' Acht, es ist ein Fremder da, — er ist noch nicht fort.“

„Ich wohnte in einer Straße, schreibt Eckhartshausen, wo eine Frau täglich eine Menge Vögel fütterte. Die Zeit der Fütterung war ungleich, und ich habe ihr doch manchmal bestimmt, wann sie die Fütterung vorgenommen hatte. Eines Tages vergaß sie selbe bis spät am Abend, und ich machte ihr hierüber des Tages darauf Vorwürfe, daß sie ihre Vögel so lange hungern ließ. Sie wollte wissen, wer es mir denn gesagt hätte, und ich erwiederte ihr: die Spazen haben es mir erzählt, und es war auch wirklich so; denn sobald sie die Vögel fütterte, warf sie das alte Futter zum Fenster hinaus, und darauf warteten täglich die Spazen, die es denn, sobald die Sache geschehen war, einander

verkündigten, und einen solchen Lärm machten, daß ich allzeit gewiß wußte, meine gute Nachbarinn füttert nun ihre Vögel.“

Wann sich Thiere verfeinden, und ihre Feindschaft in Thätlichkeiten ausbricht, so verändern sich auch ihre Töne, und werden Ausdrücke des Unwillens, des Zorns, der Rache. Sie machen einander Vorwürfe, sie sagen sich Anzüglichkeiten und Beleidigungen, sich schimpfen, auch noch dann über den Feind, wann er sich entfernt hat. In einem Gasthause erhielt ein Hund von einem der anwesenden Gäste ein Stück Fleisch. Er gieng sehr ungeschickt damit um; ein anderer Hund nahm es ihm, und verschluckte es. Der Bestohlene fand sich sehr gekränkt, sehr beleidigt, suchte sich zu rächen. Der Dieb entfloh. Der arme Hund kroch unter den Tisch, wo der Räuber lag, beroch den Platz, und bellte. Er lief zur Thüre, und bellte noch mehr. Man ließ ihn heraus, und sein Gebelle stieg auf den höchsten Grad. Die Töne waren laut, rasch, schneidend, folgten schnell auf einander. Ich wollte wetten, der so empfindlich beleidigte Hund schimpfte seinen Beleidiger

troß dem in dieser Kunst geübtesten Höcker-weibe.

Ich war im verflossenen Sommer in einem Garten, in welchem unzählige Vögel nisten. Ein Knabe arbeitete sich durch ein Dickigt, wo er junge Vögel wußte, und nahm das Nest aus. Kaum hatte sich der Knabe entfernt, so flog die Mutter der Jungen herbey. Mit freudigen Tönen gab sie ihren Kleinen, die sie jezt wieder wohlbehalten zu sehen hoffte, ihre Ankunft zu verstehen, aber welch' ein Erschrecken, als sie an das Nest kam, und solches leer antraf! Sie erstaunte auf einen Augenblick; ihr Gefieder sträubte sich, die Zunge klebte ihr am Schnabel, obstupuit, steteruntque comæ, vox faucibus hæsit. Doch der erste erschütternde Eindruck war vorüber; die Sprache stellte sich bey dem Thierchen ein, und es klagte. Ich höre noch diese traurigen Töne, die Modulation des Jammers höre ich noch in meinem Ohr, und zörne dem Knaben, der dieser zärtlichen Mutter so großes Herzeleid verursachet hat.

Wir nehmen die Planeten als bewohnt an, weil uns Teleskope belehrt haben, daß sie ganze weitläuftige Welten sind, in de-

nen sich Berge, Thäler, Flüsse, u. s. w., befinden, folglich Räume, welche die Hand der Allmacht nicht umsonst schuf, sondern höchst wahrscheinlich mit Geschöpfen bevölkert hat, die sie geniessen, und die Produkte derselben zu ihrem Nutzen verwenden. Wir schließen also aus der sichtbaren Einrichtung und Organisation dieser Welten auf das Daseyn von Bewohnern derselben. Und wir sollten aus der Organisation der Thiere nicht den Schluß folgern dürfen, daß sie thierische Sprachfähigkeit besitzen? Sie haben Organe, um Töne zu erzeugen; Töne, die eben so verschieden, als ihre Gemüthsstimmungen sind; was hält uns ab, diese Töne zusammen genommen, und gehörig vom Thiere angewandt, Sprache zu nennen? „Ja, das Thier artikuliret diese Töne nicht?" Zugegeben, daß artikulirte Sprache nicht allen Thieren zukommt, so wird man sie doch, der Erfahrung zufolge, bey vielen, und zwar bey sehr vielen, nicht läugnen können. Freylich ist die Sprache des Menschen unendlich vollkommener, als die Sprache des Thieres, aber darum ist auch letzteres Thier, und also auch ungleich, im Ganzen, schlechter

organisirt, als der Mensch. Das menschliche Kind von 8 — 9 — 10 Monaten drücket seine Empfindungen durch Töne aus, so gut, wie der Erwachsene; aber noch sind diese Töne unförmlich, noch haben sie keine Artikulation. Je mehr sich die Organisation des Kindes entwickelt, je mehr sich der Gesichtskreis seiner Seele erweitert, desto artikulirter werden sie, und reifen zur menschlichen Sprache. Das Thier, welches als Thier betrachtet, einer solchen Entwickelung seiner physischen und geistigen Kräfte nicht fähig ist, auch dessen nicht benöthigt, hat ungleich eher den Punkt, auf welchem es stehen bleiben soll, erreicht, und artikuliret mithin seine Töne nach Maaßgabe seiner Bestimmung und seiner Bedürfnisse. Da, wo es die artikulirte Thiersprache verläßt, behilft es sich durch Mimik. So giebt es eine Menge Thiere, die sich nur durch Bewegungen ausdrücken, und alle übrigen bestreben sich durch diese das zu ersetzen, was ihre Sprache zu leisten nicht vermag. Wie viel tausend Wendungen giebt sich nicht der Hund, um seine Freude, seine Theilnehmung an etwas, sein Vergnügen, sein Leid, seinen Schmerz,

seine Schmeicheleyen und Liebkosungen zu erkennen zu geben! Man betrachte das Pferd, dem so wenig artikulirte Sprache zukommt, und man wird sehen, wie es alle seine Kräfte auffordert, um, wenn es froh und zufrieden ist, durch Bewegungen des Körpers seinen innern Zustand an den Tag zu legen. Ich habe Bauern- und Stadtpferde beobachtet, und alles überzeugte mich bey den letztern, daß es ihnen darum zu thun war, der Welt zu sagen, um wie vieles sie vornehmer seyn, als der arme Lastgaul, der an ihrer Seite stand, und in dessen Blicken man las, wie sehr er das Joch fühlte, unter welchem er schmachtete.

Die Sprachwerkzeuge der Thiere sind nicht unfähig, selbst die Sprache der Menschen nachzuahmen. So habe ich von einem Hunde gelesen, der eine ziemliche Anzahl Wörter aus verschiedenen Sprachen mit Deutlichkeit aussprechen konnte, und die Feinheit seines Organs, besonders in französischen Benennungen, bewies. Ein Papagoy, der in einem gräflichen Hause unterhalten wurde, war im Stande mit dem Herrn Grafen folgendes Gespräch, — davon ich mehrmalen

selbst Ohrenzeuge war, — recht artig zu führen.

Der Papagoy. Guten Morgen, Herr Graf!

Der Graf. Wie hat Papagoy geruhet?

Der Papagoy. Pa — pa — pa — pagoy hat vortrefflich geruhet.

Der Graf. Will Papagoy Chokolade?

Der Papagoy. Caffee, Zucker, Bonnbonn.

Der Graf. Die Kammerjungfer kommt.

Der Papagoy. Fort Mamsell, — Mamsell riechen nicht gut.

Der Graf. Die Gräfinn. —

Der Papagoy. Votre trés — affectionné serviteur; ma chere Comtesse.

Alle diese Worte geriethen dem Vogel ausnehmend gut; besonders mit vieler Lieblichkeit sprach er das Französische aus.

Auf dem Schloße eines Edelmanns sah ich einen Staar, der bis zur Verwunderung im Sprechen abgerichtet war, und Viertelstundenlang fort plappern, und gewisse ihm gegebene Fragen beantworten konnte. Man fragte ihn, z. B., „Wie alt ist der Staar?“

„Hundert fünfzig Jahre" antwortete er.

„Wie heißt der Staar?"

„Nestor, mein Herr."

„Was macht der Staar?"

„Denkt über die Quadratur des Zir„kels nach."

Oft, wann man aufhörte zu fragen, sprach der Staar noch lange mit sich selbst fort, und sagte eine Antwort nach der andern her. Auch geschah es nicht selten, daß er die Antworten unter einander verwirrte, und einen wahren Galimathias hören ließ. Wenn man die Fragen so an ihn stellte, wie sie hier in der Ordnung auf einander folgen, so konnte man versichert seyn, daß er jede derselben richtig beantworten würde. Verwechselte man diese Ordnung, und fragte man ihn, z. B., statt, Wie alt ist der Staar, Wie heißt der Staar? so war die Antwort: Hundert fünfzig Jahre. Doch machte er sich dieser Unachtsamkeit nicht immer schuldig.

Die Termiten oder weißen Ameisen in Afrika sind es, die gewiß als ein Beweis, daß Thieren eine Art Sprache eigen sey, angeführt werden können. Die

von ihnen aufgeführten Gebäude übertreffen alles, was Bienen, Wespen, Biber und andere Thiere aufzuweisen haben, wenigstens wie Dr. Smeathman, ihr Beobachter sagt, eben so sehr, als die prächtigen Palläste gesitteter Nationen jene elenden Hütten der ungesittetsten Wilden. Der Mensch mit seinen stolzen Pyramiden kommt vergleichungsweise diesen Insekten, in Rücksicht ihrer Gebäude, was die Größe anbetrifft, bey weitem nicht bey. Es sind Gebäude, wie wir baid sehen werden, die schlechterdings eine Mittheilung der Gedanken unter den Bauenden voraussetzen. Es herrscht Plan und Ordnung, Ebenmaaß und Feinheit in denselben. Um dieses zu erreichen, scheint mir, daß es nothwendig sey, daß ein Arbeiter dem andern sage, was seines Geschäftes ist.

Die Arbeiter sind nicht einmal einen Viertelszoll lang, und bauen doch Werke auf, welche 10, 12 und mehrere Fuß hoch über der Erde gethürmt sind. Dieses vorausgesetzt, läßt sich berechnen, daß die Gebäude der Termiten im Verhältniß von des Insekts zu des Menschen Höhe, beynahe fünfmal so hoch als die höchsten egyp-

tischen Pyramiden seyn müßen. In Ansehung der innern Einrichtung und Eintheilung dieser Gebäude, scheinen vollends diese Insekten die besten Baumeister zu seyn. Die bewunderungswürdigsten Theile derselben sind: die Zimmer ihrer Königinn, die Erziehungsstuben der jungen Brut, die Vorrathshäuser, die gewölbten Zimmer und Gallerien mit ihren verschiedenen Ein- und Ausgängen, ganze Reihen gothisch gestalteter, und zwar nicht etwa durch innere Aushöhlung gebildeter, sondern frey herausgebauter Bögen, deren verschiedene 2 bis 3 Schuh hoch sind, ihre verschiedenen Strassen und Wege, sanft aufsteigende Treppen und Brücken von einem einzigen Bogen, über welche diese Thiere bequem und geschwind in alle Theile ihres Gebäudes sich zu begeben im Stande sind. Diese erstaunenden Gebäude sind die Werke eines nicht ganz einen Viertelzoll langen Insekts, deren 25 erst einen Gran wiegen. Sie theilen sich in Arbeiter, in Vertheidiger und Arbeitslose. Die Vertheidiger verrichten keine Art von Arbeit, sind zweymal so lang und vierzehnmal stärker an Zahl, wie jene. Die Arbeitslosen sind

geflügelt. Weder Arbeiten, noch Vertheidigen ist ihre Sache; kaum daß sie sich ihrer eigenen Haut zu wehren im Stande sind. Sobald sie zu ihrer Vollkommenheit gediehen sind, müßen sie auswandern, und alsdann entweder eine neue Völkerschaft stiften, oder in zween Tagen umkommen. Ihr Körper, im Ganzen genommen, ist noch einmal so stark, als der Körper eines Vertheidigers, und dreißigmal so stark, als der Körper eines Arbeiters. Sie haben vier Flügel, flattern damit einige Stunden herum, und verlieren sodann dieselben, und dienen andern Insekten, kriechenden Thieren und Vögeln zur Nahrung. Aus Millionen dieser geflügelten Termiten glückt es kaum einem Paare, einen sichern Zufluchtsort zu finden, und sich fortzupflanzen. Bey dieser Gelegenheit fallen eine unzählige Menge derselben in die nahen Gewässer, und werden von den Afrikanern aufgefischt, und mit der größten Begierde genossen. *) Die wenigen glücklichen Pär-

*) Smeathman fand sie ohne alle Zubereitung, blos als Caffeebohnen gebraunt, sehr wohlschmeckend, nahrhaft und gesund.

chen, welche dieser jährlichen Niederlage entkommen, werden zufälligerweise von den sogenannten Arbeitern, die beständig auf der Erde herumlaufen, aufgenommen, zu Königen und Königinnen neuer Staaten erwählet, und von diesen fleißigen Geschöpfen gegen alle ihre unzählbaren Feinde sogleich in Schutz genommen. Man schließt sie in die für sie von Leimen und Ton zubereiteten Kammern ein, und in diesem Augenblicke nimmt auch das Fortpflanzungsgeschäft seinen Anfang. Ihre treuen Unterthanen beschäftigen sich hierauf mit Erbauung von Erziehungsstuben, welche dem Scheine nach von hölzernen Materialien mit Harze verkittet, zusammengesetzt sind. In diese tragen sie die Eyer der Königinn, sobald nur eines zum Vorschein kommt. In der Nähe dieser Kinderstuben werden Gärten von kleinen nur durch das Mikroskop erkennbaren Schwämmchen angelegt, von welchen einige vermuthen wollen, daß sie zur Nahrung der jungen Insekten dieser Art dienen.

Eine dergleichen Termiten = Colonie, wenn sie recht bevölkert ist, richtet grausame Verwüstungen an. Um ihren kleinen

Staat herum legen sie lauter Straßen oder vielmehr bedeckte Wege an, soweit sie reichen können, um sich von allen Seiten her Nahrung und Nutzen zu ihrem Bauwesen zu verschaffen. Ihre innere Einrichtung und Polizey in Ansehung der dem Bürger- und Soldatenstande verschiedentlich zugetheilten Geschäfte ist außerordentlich sonderbar. Sobald nur eine kleine Oeffnung mit der Axt in ihr Gebäude gemacht wird, kommt sogleich ein Vertheidiger heraus, und wandert um die Oeffnung herum, um gleichsam zuzusehen, ob der Feind wieder weg, oder von welcher Seite die Gegenwehr und der Angriff gegen denselben am füglichsten zu veranstalten ist. Kurz darauf erscheinen zwey oder drey andere dieser kleinen Krieger, denen ein großer Haufen ihrer Kameraden nachstürzt, und so wird die kleine Armee immer stärker, und zahlreicher, solange man fortfährt, ihren Bau zu beschädigen. Alles ist alsdann in Unruhe und in der heftigsten Bewegung. Verschiedene dieser kriegerischen Termiten schlagen mit ihren Rüsseln auf den äußern Theil ihrer Gebäude, welches einen Lärm macht, den man auf vier bis fünf Fuß weit hören

kann. Sobald man aufhört sie zu beunruhigen, ziehen sich die Soldaten wieder zurück, und werden von den Arbeitern abgelößt. Diese eilen haufenweise auf verschiedenen Wegen der Oeffnung zu, und bringen allen schon zugerichteten Mörtel herbey. Keiner hindert oder steht dem andern im Wege, ob sie gleich millionenweise zur gemachten Bresche hinzulaufen, und auf diese Art wird die Oeffnung gar bald wieder vermauert. Bey 600 bis 1000 Arbeiter erblickt man gewöhnlich einen Vertheidiger, der die Aufsicht zu haben scheint; dieser lehnt sich zuweilen an die zerbrochenen Mauern hin, und schlägt mit seinem Rüssel auf dieselbe, welches die sämmtlichen Arbeiter mit einem allgemeinen Zischen beantworten, und hierauf desto eifriger und fleißiger mit Ausbesserung ihres Gebäudes zu Werke gehen. Die hartnäckige Tapferkeit der kleinen Krieger ist besonders merkwürdig; sie fechten mit unerschüttertem Muthe, und machen ihren Feinden jeden Zoll breit Erde streitig, dergestalt, daß sie sogar oft die Schwarzen, die keine Schuhe tragen, zurückjagen, und die Weissen so beissen, das ihnen das Blut

in den Strümpfen herunter läuft. — Die Gebäude selbst sind von einer solchen Stärke und Festigkeit, daß schon, wenn sie nur die Hälfte ihrer Höhe erreicht haben, die wilden Ochsen sich zur Schildwache darauf zu stellen pflegen, indeß die übrige Heerde unter ihnen im hohen Grase weidet. Ist aber eine solche Termitenstadt zu ihrer völligen Höhe von 10 — 12 Fuß gediehen, so pflegen die Europäer darauf zu steigen, um sich über das Gras hinweg, welches zuweilen 13 Fuß hoch wächst, umsehen zu können.

Im vorgehenden Sommer habe ich einen Ameisenhaufen auf einem meiner Spaziergänge beobachtet. Der Haufen war in seinem vollkommensten Zustande. Ich setzte mich nebenbey, mit meinem Stückchen Holz und einem Vergrößerungsglase versehen. Kaum hatte ich mit dem Holze einen Stich in den Haufen gethan, und die Erde etwas von einander gesondert, so stellten sich folgende Auftritte meinem bewaffneten Auge dar. Zuerst kamen drey Ameisen und besahen alles um sich her. Schleunig kehrten sie um, und verkrochen sich in das Innere ihres Baues. In einem

Augenblicke erschienen mehrere Hunderte derselben in verschiedenen Abtheilungen, deren jede ihren eigenen Anführer hatte, und ihre besondere Richtung im Zuge nahm. Nun gieng es an die Wiederherstellung dessen, was ich verdorben und zu Grunde gerichtet hatte. Es war nur eine unbeträchtliche Oeffnung, die ich in den Haufen machte, aber für eine Ameisen-Stadt mußte es ein großes Unglück gewesen seyn. Die Arbeiter strengten sich außerordentlich an, und ich sah genau, wie einige derselben Erde zutrugen, welche wieder von andern durch den Rüssel angefeuchtet und zu einer Wölbung verwendet wurde. Der Anblick war äußerst interessant für mich. Ich freute mich, Zeuge einer Geschäftigkeit zu seyn, die ich unmöglich beschreiben kann. Man lief bald dahin, bald dorthin, und der Thierchen keins schien zu ermüden. Einige begegneten einander, und es hatte den Anschein, als ob sie einander was sagen wollten. Man gieng abseits, um die Maurer und Arbeiter nicht zu hindern, und sagte sich manches ins Ohr, das ich aber, leider, nicht hören konnte. So währte es eine gute Weile. Durch den Stich, den

ich mit dem Holze in den Haufen that, tödtete ich einige der Einwohner, die wahrscheinlich als Wachen aufgestellt gewesen seyn mochten, und nun bemerkte ich, daß die miteinander sprechenden Ameisen sich verabredet hatten, die Todten aus der Republik zu schaffen; denn sie verloren sich, und es kamen andere zum Vorschein, die in aller Eile zu den Cadavers hinliefen, sie packten, und hinwegschleppten. — Da die Sonne gewaltig brannte, so war ich gezwungen, meine Beobachtungen für heute einzustellen, beschloß aber, den folgenden Tag mich wieder bey dem Haufen einzufinden. Ich blieb treu meinem Entschluße, und war schon des andern Tages frühzeitig dicht an den Grenzen meines Ameisenstaats. Der Haufen war in Ordnung, und ich bewunderte den Fleiß und die Emsigkeit meiner Arbeiter, die bey ihrem kleinen Körper ein so großes Stück Arbeit sobald zu Stande brachten, und überzeugte mich auf's neue von der Wahrheit des Satzes, daß gemeinschaftliche Kräfte auf einen bestimmten Endzweck hinwirkend, Arbeiten liefern können, die dem Einzelnen unmöglich wären. — Ich setzte mich, und war so

höse, daß ich wieder den hergestellten Bau beschädigte. Jetzt kamen nicht mehr drey Ameisen, wie gestern, um zu recognosciren, sondern ein ganzer Trupp wimmelte daher; und eh ich mirs versah, kreuzten tausende unter und zwischen einander. Der ganze Staat war in Bewegung; ich mußte großen Schaden angerichtet haben. — Ich entfernte mich, und kam am dritten Tage wieder. Der Haufen war vollkommen hergestellt. Meine zerstörende Hand war abermals thätig. Der nämliche Lärm wie vor drey Tagen, aber keine Neigung zur Ausbesserung des Baues wie ehedem, sondern Verzweiflung unter den Bewohnern. Man lief legionenweise aus dem Baue; die männlichen Ameisen eilten im stillen Schmerz versunken aus ihren Wohnungen, die ich schon so oft beunruhigt hatte: die weiblichen weinten ihre Augen roth, und trugen von Thränen triffende Schnupftücher unter dem Arm; die Mütter krochen mit ihren Eyern, einer zahllosen Nachwelt, jammerend über die Ruinen ihres zerstörten Karthago dahin. Ich bedauerte das arme Völklein und wünschte ihm einen andern Wohnsitz.

Herr Professor Sparrmann stellet uns an dem Honigkukuk eine merkwürdige naturhistorische Erscheinung auf. Er lernte diesen Vogel am Vorgebirge der guten Hoffnung kennen. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Der Größe und Farbe wegen ist dieser Vogel zwar eben nicht merkwürdig; denn beym flüchtigen Anblicke gleicht er bloß dem gemeinen grauen Sperlinge, ob er wohl etwas größer und falber ist, auch einen kleinen gelben Fleck auf jeder Schulter hat, und die Steißfedern mit Weiß gemischt sind. Eigentlich ist es wohl weiter nichts, als Eigennutz, um dessentwillen er den Menschen die Bienennester entdeckt. Denn Honig und Bieneneyer sind sein liebster Fraß, und er weiß, daß beym Plündern der Bienennester allezeit etwas verloren geht, das auf seinen Antheil fällt, oder daß man mit Fleiß etwas, als eine Belohnung für seinen geleisteten Dienst, übrig läßt. Bey dem allen setzt die Art, wie dieser Vogel seine Verrätherey bewerkstelligt, viel Ueberlegung voraus, und ist bewunderungswürdig. Morgens und Abends scheint seine vornehmste Eßzeit zu seyn; wenigstens zeiget er als-

dann den meisten Eifer, mit seinem schnarrenden Cheer-Cheer-Cheer die Aufmerksamkeit der Menschen rege zu machen. Man nähert sich sodann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufen dem Striche, in welchem der nächste Bienenschwarm sich aufhält, allmählig nachfliegt. Man folgt nach, und nimmt sich in Acht, durch Geräusch oder zahlreiche Gesellschaft seinen Wegweiser scheu zu machen, sondern antwortet ihm lieber dann und wann mit leisem und ganz gelindem Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht. Ich habe bemerkt, sagt Herr Sparrmann, daß, wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedesmal nur nach einem langen Fluge Halt machte, um mittlerweile den Bienenjäger zu erwarten, und von neuem aufzufordern, in eben dem Verhältnisse aber, als er dem Neste näher kam, zwischendurch immer eine kürzere Strecke flog, und sein Geschrey eifriger und öfter erneuerte. Wenn er endlich beym Neste angekommen ist, es mag nun in der Kluft eines Berges, oder in einem hohlen Baume, oder in einem unterirrdischen Gange gebaut seyn, so schwebt er einige Augenblicke über demselben, setzt

sich darauf, und zwar gewöhnlich in einem benachbarten Büsche oder Baume so, daß er nicht gesehen werden kann, ist ganz still, und sieht zu, was geschieht, und von der Beute für ihn abfällt. Es ist glaublich, daß er auf diese Weise jedesmal längere oder kürzere Zeit über dem Neste herumflattert, ehe er sich versteckt, ob man gleich nicht immer so genau Acht darauf giebt. Dem sey, wie ihm wolle, so kann man allemal versichert seyn, daß ein Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel ganz stille schweigt. Wenn man nun nach Anweisung des Vogels das Bienennest gefunden uud ausgeplündert hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen ansehnlichen Theil der schlechten Scheiben, worinn die junge Brut sitzt, zu überlassen; wiewohl gerade diese Scheiben für ihn die leckerhaftesten seyn mögen.

In der Grafschaft Mannsfeld hielt man auf einem adelichen Hofe einen Kolkraben. Er war zahm, lief auf dem Hofe herum, und begab sich Abends wieder in seinen Bauer. Er konnte allerley sprechen, unter andern auch diese Worte: „Sage, wer bist du?“ Was er sprach,

das sprach er sehr deutlich, stark und pathetisch aus. Als er nun einmal im Garten im hohen Grase herumspazierte, begegnete ihm der Hühnerhund. Sobald dieser die Bewegung im Grase merkte, schlich er herbey, und stand vor dem Raben. Der Rabe kehrte sich anfänglich nicht daran, sondern gieng weiter. Der Hund rückte vorsichtig nach. Endlich mochte es dem Raben ungelegen seyn, einen solchen Spürer neben sich zu haben. Er kehrte sich kurz um, und redete den Hund an: „Sage, wer bist du?“ Der Hund erschrack, ließ den Schwanz hängen, und machte sich schweigend davon. Als er schon weit weg war, schimpfte er erst mit P a f — P a f den Raben.

II.

Unterschied der Sprache der Thiere von der Sprache des Menschen.

Der Sprache verdanket der Mensch größtentheils seine Menschlichkeit. Die Sprache ist es, was die ungeheure Fluth seiner Affekte in Dämme einschloß, und die Vernunft zu seiner Wohlthäterinn macht. — Da er das Edelste der Erdengeschöpfe ist, so muß auch seine Sprache die vollkommenste seyn, und aus Wörtern bestehen, die eine ihnen beständig eigene Modulation haben, und nebst dem Gegenstande, welchen sie bezeichnen, keinem andern zum Zeichen dienen. — Da ferner das Feld der menschlichen Bedürfnisse von einem ungeheuern Umfange ist, da er, vermöge seiner erhabenen Bestimmung, Begriffe und Kenntnisse einsammelt, denen keine Grenzen gezogen zu seyn scheinen, die sich mit jedem Tage seines Lebens vermehren, und endlich zu einem erstaunenswürdigen Vorrathe anwachsen, so ist es auch nothwendig, daß seine Sprache einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit an Ausdrücken

er-

erhalte, deren das Thier ganz unfähig ist, und als solches ewig bleibt. Selbst die Sprache jener Völker, denen das wohlthätige Licht der Religion und der Aufklärung noch nicht leuchtet, die noch die unterste Stufe auf der Leiter der Menschheit einnehmen, fern von aller Kultur dahin leben, und ganz dem Ohngefähr überlassen sind, selbst die eingeschränkte Sprache dieser Völker, ist dennoch ungleich vollkommener, d. i., reicher und mannichfaltiger an Ausdrücken, als die Sprache aller Thiere zusammengenommen. Der Mensch, sey er auch noch so wild, trägt doch immer den Stempel seiner Würde, und läßt im Ganzen das Thier, im jeden Betrachte, weit hinter sich. Seine Organisation, überhaupt genommen, ist feiner. Er hat mehr Berührungspunkte mit der ihn umgebenden Natur; er ist empfänglicher, rührbarer für die Eindrücke derselben. Seine Sprachwerkzeuge sind beweglicher, geschmeidiger, und wenn auch nur ein schwacher Funken von Vernunft in ihm glimmt, so ist er doch im Stande, die Töne, welche diese Sprachwerkzeuge hervorbringen, zu reguliren, und ihnen einen höhern Grad

von Artikulation zu geben, als das Thier. — Dieß sind die großen Vorzüge, durch welche sich die Sprache des Menschen von der Sprache des Thieres unterscheidet.

Der beschränkte Wirkungskreis dieses letztern macht demselben die Feinheit der menschlichen Organisation überflüssig. Dem Thiere ist bloß die Sinnenwelt angewiesen, über welche es sich nie hinausschwingen kann. Vergebens würde man da abstraktes Denken, abstrakte Kenntnisse suchen wollen, wo sie, nach der Bestimmung des Geschöpfs, nicht erfordert werden. Darum ist auch die Sprache des Thieres bloß sinnlich, bloß Ausdruck ihrer Empfindungen und Leidenschaften, Ausdruck des Instinkts, des Triebes. — Sie bestehet nicht aus eigentlichen Wörtern, es sind Töne, die sich nach der Stärke der Gemüthsbewegung bey dem Thiere richten. Je heftiger diese ist, desto mehrere Töne stossen zusammen, und halten so lange an, als lange die Gemüthsbewegung, die Leidenschaft anhält.

Da die Bedürfnisse des Thieres nur wenige sind, und Sinnlichkeit ihr gemeinschaftliches Attribut ist, so ist auch die

Sprache des Thieres äußerst einfach, hat wenig Mannichfaltigkeit im Ausdrucke, und kündigt sich durch beständige Wiederholungen des Lautes an, der gerade dem Gemüthszustande entspricht, in welchem sich das Thier eben jetzt befindet. Läßt es freudige Töne hören, so wiederholet es solche so lang, als es Freude fühlt. So lange sein Unwille dauert, so lange dauern auch seine unharmonischen Töne fort. Die Katze, die den Braten am Tische riecht, und vergebens durch ihre Bewegungen das Verlangen darnach ausdrückt, miauet endlich, und zwar so lange, als sie von dieser Begierde getrieben wird. Sie schweigt, alsbald sie den Braten erhält, oder man sie zur Sittsamkeit anweist, oder von dannen jagt. Der wachsame Hund klafft und bellt, wann ein Fremder das Haus betritt, und fährt fort zu klaffen und zu bellen, wann der Fremde sich nicht entfernt, oder man dem braven Wächter nicht zu verstehen giebt, daß keine Gefahr zu besorgen sey.

Doch so unvollkommen auch die Sprache des Thieres im Vergleich mit der Sprache des Menschen ist, so ist sie dennoch als Thiersprache vollkommen genug. Sie

reichet hin, die Empfindungen des Thieres im Ganzen zu bezeichnen, und sich da, wo es nöthig ist, verständlich zu machen. Es ist der Mühe werth, diese Vollkommenheit der Thiersprache insbesondere zu untersuchen.

III.

Vollkommenheit der Thiersprache. — Wie das Thier empfindet und fühlet, so drücket es sich auch aus. Beyspiele aus der Thierwelt.

Da die Sprache der Thiere der Bestimmung dieser Geschöpfe angemessen ist, da sie im Stande sind, durch selbe zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse beyzutragen, und ihre innern Veränderungen einander wechselseitig bekannt zu machen, so haben wir allerdings keinen Grund, dieses Naturgeschenk bey den Thieren mit verächtlichen Augen anzusehen. Daß aber die Thiersprache dieses wirklich leiste, davon überzeugen uns sorgfältig angestellte Beobachtungen. Einiger derselben habe ich schon in den vorgehenden Absätzen erwähnt; es

sey mir erlaubt, hier noch welche nachzutragen.

Ein Jäger schoß nach einem Hirschen. Die Kugel traf das Thier, aber tödtete es nicht. Noch hatte der Hirsch so viel Kraft, tief in den Wald zu fliehen. Der Jäger verlor ihn aus dem Gesichte. Ueberzeugt, daß er keinen Fehlschuß gethan habe, und daß der Hirsch fallen müsse, verfolgte der Schütze die Spur desselben. Er gieng lange im Walde herum, aber das Thier war so viel als verschwunden. Endlich hörte er in einem Dickigt ein dumpfes Gestöhne. Er verdoppelte seine Schritte, und sah aus der Ferne das verwundete Thier auf der Erde ausgestreckt liegen; es stöhnte immer fort, und schon war der Jäger bereit, einen zweyten Schuß zu thun, als zween andere Hirsche herzueilten, und vor ihrem leidenden Bruder stehen blieben. Diese Scene machte den Jäger aufmerksam, er legte sein Rohr ab, und beobachtete ungesehen, was da vorgieng. Kaum erblickte der verwundete Hirsch seine Freunde, so änderte er auch seine Töne; sie wurden lauter, nachdrücklicher, pikanter, obschon immer noch mit Traurigkeit versetzt. Die

zween Hirsche antworteten in abgebroche-
nen Lauten, schwiegen endlich und leckten
ihrem blutenden Kammeraden die Wunde
aus. So lange diese leckten, schwieg auch
der mit Schmerzen kämpfende Hirsch; das
Lecken schien ihm wohl zu thun. — Nun
schoß der Jäger zum zweytenmale, und
traf das Herz desselben. Die beyden Hül-
feleistenden Thiere flohen. — Das Stöh-
nen des verwundeten Hirsches war der Aus-
druck seines Schmerzen, und zugleich Aus-
druck seines Verlangens nach Hülfe und
Beystand. Zween in der Nachbarschaft sich
befindende Hirschen hörten dieses Stöhnen
und verstanden es; sie wußten, daß es ein
Unglück bedeute, das einem der Ihrigen
widerfuhr. Sie liefen dem Tone nach,
und fanden ihren Bruder kraftlos und
schwimmend in seinem Blute. Dieser ver-
ändert seine Töne; denn sein dringendstes
Bedürfniß war jetzt befriedigt; er drückt,
so viel als möglich, die Freude aus, die
er über die Ankunft dieser Hirschen empfin-
det. Sie antworten ihm in abgebrochenen
Lauten, und geben dadurch ihre Theilneh-
mung, ihr Mitleid, ihre Besorgniß zu er-
kennen. Sie lecken die Wunde, und der

Hirsch erstummet; warum? Er hatte erreicht, was er wollte, und war also an der Grenzlinie der thierischen Sprache.

Ein Hund war so unglücklich einen Fuß zu brechen. Ohnmächtig weiter zu gehen, lag er winselnd auf der Straße. Er winselte so lang, bis mehrere Hunde herzukamen, und Theil an seinem Zustande genommen hatten. Nun raffte er sich auf, und hinkte schweigend, nach dem Hause, dem er zugehörte.

Ein Bauer fuhr mit Haber zu Markte. Ein Sack riß auf dem Wege, und des Habers wurde viel verstreut. Auf dem Dache eines nahen Hauses saß ein Spaz. Einen gewaltigen Lärm machte dieser, und in wenigen Augenblicken waren die Spazen der Nachbarschaft alle von der ihnen willkommenen Begebenheit unterrichtet, und versammelten sich sämmtlich auf der Straße, wo ausgestreut der Haber lag, glaubten geschäftig auf, und ließen es der Welt durch ihr fortgesetztes Freudengeschrey wissen, welch' ein Glück ihnen zu Theil geworden.

Auf die Sprache der Thiere kann man sich verlassen; sie lügt niemals; Wahrheit liegt ihr zum Grunde; sie ist immer der ei-

gentliche Ausdruck des Gefühls, das in dem Innern des Thieres vorhanden ist. Der Hahn wird keiner Henne Liebe heucheln, die er nicht wirklich liebt, und ein Hund wird dem andern nicht vorschwatzen, daß es ihm wohl gehe, wann er im Elende lebt. Jedes Thier spricht so, wie es ihm um's Herz ist; selbst der schlaue Fuchs, so sehr er sich auch übrigens verstellen kann, ist in seinen Ausdrücken wahr.

Die Thiere drücken nur ihre Begierden aus, und ihr Ausdruck ist so einfach, als einfach ihre Begierden sind. Unser Fidel wird sich nicht beklagen, daß seine Hütte nicht vom Golde strozt; er wird sich nicht darüber beschweren, daß er stets in einem und demselben Gewande einhergehen muß, uns nie bitten, ihm auf goldenen Schüsseln seine Nahrung zu reichen, und nie fordern, daß man ihm zum Oberherrn über andere Hunde mache. Alles, was er von uns begehrt, ist, seinen Hunger zu stillen, und ihm ein freundlich Aug zu zeigen. Im Umgange mit seines Gleichen, mit Thieren seiner Art, wird er nie verläumden, seinen Nebenhund nie rücklings unterdrücken

und herabsetzen wollen. Wie er für sie empfindet, so spricht er auch mit ihnen, und theilt ihnen unverhohlen alles mit, was er in der Hundewelt erfährt. „Du bist ein Schurke!“ sagt er dem Hunde, den er für einen Schurken hält „und du bist mein Freund!“ dem, der ihm seiner Liebe werth zu seyn scheint. Er lügt dem Schooßhündchen der Dame eben so wenig Schmeicheleyen vor, als er sie dem armen Tropf sagt, der am Schubkarren zieht, wenn er nicht den einen oder den andern zu seinem Lieblinge gewählt hat. „Hund wie Hund!“ denket er, und spricht auch wirklich so, wie er denkt.

An der Wahrheit der Thiersprache habe ich mich mehrmalen ergötzt, und ich kann sagen, wirklich erbaut. So gieng ich einst mit meinem Hunde spatzieren. Sein feister Körper und feines Haar, das reine Aug und das niedliche Mündchen und das schöne Halsband, machten meinen vierfüssigen Begleiter wirklich etwas stolz und aufgeblasen. Ich sah's dem Hunde an, daß er sich für besser hielt, als die Hunde, die um ihn herliefen. Ich las in seiner Physiognomie die Verachtung, die er auf

diese vom Glücke minder begünstigten Geschöpfe von seiner Höhe herab warf. Drey, bis vier Hunde kamen zu ihm, sprangen um ihn herum, versuchten es, ihn zu beriechen. Mein stolzer Gefährte wich ihnen, wo er konnte, aus; er wollte sich mit dem Pöbel nicht einlassen. Doch der Pöbel gab nicht nach, salutirte ihn nach Hundeart, und siehe, mein vornehm thuendes Hündchen ließ sich in vertrauliches Gespräch eben mit denen ein, die er kurz vorher verachtet hatte. Er hatte ihnen allerley zu sagen, und aus den Antworten der Gassenhunde ergab sichs, daß er seiner Hoheit keiner Sylbe erwähnte, sondern so sprach, wie ein Hund zu dem andern, ohne Rücksicht auf alle Verhältnisse, sprechen kann. Ich zweifle nicht, daß A d o n i s, — so hieß das Hündchen, — wenn es ihm die Natur erlaubt hätte, — sein Glück noch weit glänzender geschildert haben würde, als es wirklich war; so wie ich nicht zweifle, daß er dem Pöbel von Hunden unverdiente Grobheiten gesagt hätte, bloß darum, weil sie so kühn waren, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen; aber so mußte A d o n i s wahr in seiner Sprache seyn,

und sich gerade so ausdrücken, wie ihm nun, da er einmal Theil an der Gesellschaft genommen hatte, zu Muthe war; die gemeinen Hunde überhäuften ihn mit Lobsprüchen, und er erwiederte sie. Sie erzählten ihm von ihren Angelegenheiten, er ihnen von den seinigen, und ich bemerkte, daß keines das andere belog.

Einer meiner Freunde hatte im Frühlinge einen Zeisig gefangen. Die Wohnung des kleinen Gefangenen war ein geräumiges schön angemahltes Häuschen. Täglich bekam er frisches Wasser, den besten Hanf, Zucker und allerley Leckereyen. Man spielte und that freundlich mit ihm. Das Häuschen stand vor dem Fenster, und der Bewohner desselben genoß der reinsten Luft, und des erquickenden Strahls der Morgensonne. Mit einem Worte: alle äußern Umstände hatten sich vereinigt, dem Vögelchen das Leben angenehm zu machen, und doch war es — traurig und niedergeschlagen. Es kamen andere Zeisige, die es besuchten. Sie setzten sich auf das Häuschen, und zwitscherten und sangen, daß es eine Lust war, sie anzuhören. Der Zeisig

im Käfige hingegen that melancholisch. Seine Töne waren lange nicht das, was die Töne seiner Gäste waren. Die einzelnen Laute, die er von sich gab, drückten nur zu deutlich die Unzufriedenheit mit seinem Schicksale aus. Sein Gesang war matt, und mit unharmonischen Tönen gemischt. Er klagte, daß er sich, ungeachtet aller der äußeren in die Sinne fallenden Glücksgüter, dennoch in einem Zustande befände, der ihm höchstunangenehm und widrig ist. — Hätte der Vogel die Sprache des Menschen in seiner Macht gehabt, o, wie würde er, gegen alles innere Gefühl, gelogen haben! Er hätte gesagt: „Seht, ihr dummen Zeisige, die ihr unter Gottes blauen Himmel herumfliegt, seht wie glücklich, wie überschwenglich glücklich ich bin! Ich sorge um keine Nahrung; abgekochtes, gereinigtes Futter wird mir im Ueberfluße gereicht, die besten Leckerbissen werden mir gebracht; man bittet mich, daß ich zugreifen soll. Meine Wohnung ist ein Pallast. Seht, wie dieses vergoldete Gitterwerk funkelt, und welche Mühe sich die Kunst des Mahlers gegeben hat, meinen Aufenthalt zu verschönern.

Täglich wird mein Kabinet gesäubert, und Herren und Damen eilen mit Vergnügen zu mir, und sagen mir tausend Annehmlichkeiten und Schmeicheleyen; und das alles darum, weil ich ein Zeisig einer ganz besondern Art bin."

„Ich habe Talente, die man bewundert, die man schätzt, um derentwillen man mir unaufhörlich Weihrauch streuet. Ich bin wirklich zu beneiden; und ihr gemeinen Zeisige sind nur Schufte gegen mich." So öhngefähr würde der Zeisig, mit der Sprache der Menschen begabt, gesprochen, und seinen wahren innern Zustand haben verbergen wollen; allein die Thiersprache zwang ihn, wahr zu seyn, und Klaglieder über sich selbst anzustimmen.

IV.

Bestreben des Thieres, sich dem Menschen verständlich zu machen.

Jeder, der noch Thiere beobachtet hat, wird mir beypflichten, wann ich behaupte, daß sich das Thier alle Mühe giebt, durch seine Sprache sich dem Menschen mitzutheilen und verständlich zu machen. Thiere,

die mit uns sprechen, uns an ihren Empfindungen und Gefühlen Theil nehmen lassen wollen, blicken uns starr an, stoßen, zerren uns, damit wir unsere Aufmerksamkeit auf sie richten, und ihre Töne vernehmen. Zuneigung, Liebe, Ehrfurcht gegen uns, Wachsamkeit und Sorgfalt für unser Wohl, Dankbarkeit für empfangenes Gute von uns, kleiden sie in Töne ein, und wollen von uns verstanden werden. Sie klagen uns ihre Noth, erzählen uns ihre Begebenheiten, fordern unsere Hülfe, unsern Beystand. Zörnen sie dem Menschen, sind sie ungehalten, aufgebracht gegen ihn, so verbergen sie es nicht; sie sagen es ihm laut und nachdrücklich in's Gesicht. An den Hausthieren kann man dieses täglich wahrnehmen. Sie, die so häufig um den Menschen sind, die seiner nicht so leicht entbehren können, die von Jugend an in seiner Gesellschaft wohnen, diese Geschöpfe strengen sich so viel als möglich an, mit ihm Gespräche zu führen.

Auf der vormals Franz Karl Wratislawischen Herrschaft Schönwalde in Böhmen, wurde im Schloße ein grosser englischer Hund unterhalten, der sich

alle Sonntage unfehlbar in der Kirche ein=
fand. Die Hunde der Bauern des Dor=
fes liefen ihm nach, und so geschah's oft,
daß die Kirche voll Hunde war. An ei=
nem der sogenannten Amtstage befahl der
Amtmann dem Dorfrichter, den Bauern
kund zu machen, daß ein jeder seinen
Hund am Sonntage während des Gottes=
dienstes einsperren sollte. „Es darf kein
Hund mehr in die Kirche, sagte der Herr
Direktor mit rascher Stimme; daß ich ja
keinen Hund mehr da erblicke!" Der gräfl.
Hund lag unter dem Amtstische, und hör=
te den Befehl mit an. Der Sonntag kam.
Frühzeitig machte sich der Hund auf, lief
im ganzen Dorfe von einem Hause zum
andern, bellte den Bauern in die Fenster,
und stellte sich endlich vor die Kirchthüre,
wo er wartete, ob nicht etwa ein Dorf=
hund, ohngeachtet des ämtlichen Verboths,
kommen würde. Unglücklicher Weise er=
schien einer. Der Schloßhund fiel ihn wü=
thend an, biß ihn todt und trug ihn auf
die Strasse hinaus. So stand er dann
alle Sonntage Wache, ohne selbst, wie
vormals, das Innere der Kirche zu be=

treten. Da er schon sehr alt war, starb er noch im selbigen Sommer.

Die Franzosen hatten auf dem Fort St. Ludwig eine schöne Löwinn an der Kette liegen, die sie nach Frankreich schicken wollten. Doch eine Krankheit des Thieres hinderte sie daran. Die Löwinn ward nämlich mit einer Geschwulst am Kinnbacken befallen, welche sie außer Stand setzte, Nahrung zu sich zu nehmen. Täglich verschlimmerte sich's mit dem Thiere; Schmerzen und Nahrungsmangel entkräfteten es so sehr, daß die Franzosen dasselbe schon für verloren gaben, und auf ein nahe gelegenes Feld hinwarfen. In diesem Zustande traf Herr Compagnon, Verfasser der Reise nach Bambuck, bey seiner Rückkehr von der Jagd die Löwinn an. Sie erblickte ihn kaum, und sogleich fieng sie an mit vieler Wehmuth zu winseln, und in verschiedenen Tönen ihre traurige Lage zu schildern. Compagnon ward gerührt, wusch der Löwinn die Kehle mit Wasser aus, und goß ihr Milch in den Hals. Dieses einfache Mittel wirkte vortrefflich; die Geschwulst brach auf, und das Thier fand große Erleichterung. Nun änderte es sei-

ne Stimme so, daß Compagnon und seine Begleiter deutlich wahrnahmen, daß es für den ihm erwiesenen Liebesdienst dankte. Man brachte die Löwinn auf das Fort zurück, und sorgte für die völlige Herstellung derselben, welche auch bald erfolgte.

Der Pater Joseph Colombert, ein Dominikaner, war zu Meguinez in die Sklaverey gerathen, und entschloß sich, mit einem seiner Gefährten durch die Flucht in Freyheit zu setzen. Sie kannten das Land ziemlich gut, und hofften Larrache, einen Platz, der den Portugiesen auf dieser Küste zugehört, zn erreichen. Sie fanden Mittel zu entwischen, wanderten nur bey der Nacht, und ruheten des Tages in den Gehölzen, wo sie sich mit Blättern und Disteln gegen die Hitze der Sonne bedeckten. Nachdem sie zwey Tage gegangen waren, langten sie bey einem Teiche an, dem ersten und einzigem Wasser, das sie seit ihrer Abreise angetroffen hatten. Aber welch ein Schreck! das Nächste, was ihnen in die Augen fiel, war ein Löwe, der den Rand des Teiches zu bewachen schien. Nur ein Augenblick, der ihnen zur Berath-

schlagung über eine so dringende Gefahr übrig war, hieß sie die Partey ergreifen, sich vor dem Löwen auf die Kniee zu werfen, und ihn durch eine rührende Stimme um Schonung zu bitten. Es geschah. Der Löwe sah starr die Knieenden an, und ließ einen freundlichen Ton, wieder einen und dann noch mehrere auf einen folgende Töne hören. Die Bittenden faßten Muth und tranken, füllten ihre Flaschen, und giengen nahe an dem Löwen von dannen. Der Löwe ließ abermals seine freundschaftliche Stimme ertönen, und zwar so lange, bis er die Fremden aus dem Gesichte verloren hatte.

Ein Mann, der seinen Lebensunterhalt durch die armseligen Künste einiger Affen erwarb, zog mit diesen Thieren durch einen dichten großen Wald. Räuber überfielen ihn hier, und er und seine Affen fielen unter den Dolchstichen dieser Unmenschen; nur ein einziger derselben war noch so glücklich zu entkommen. Tages darauf gieng ein Jäger in ziemlicher Entfernung von jenem gefahrvollen Orte durch den Wald, erblickte den entflohenen Affen auf einem Baume, und wollte an ihm seine

Geschicklichkeit versuchen. Schon hatte er sein Gewehr zum Schuße angelegt, als der Affe, ohne von der Stelle zu weichen, mit einer wehmüthig bittenden Gebehrde eine noch wehmüthigere Stimme verband, daß er den Jäger wirklich zum Mitleid bewog, welcher sich nun dem Baume nahte, und den klagenden Affen genauer betrachten wollte. Kaum war der Jäger in der Nähe des Baumes, als der Affe ihm auf die Schulter sprang, und durch mancherley Liebkosung und Schmeicheley den Mann zu gewinnen suchte. Der Jäger, dem das Benehmen des Affen gefiel, ließ ihn ruhig auf seiner Schulter sitzen, und gieng tiefer in den Wald. Nach einer langen Weile ward er in seiner bisherigen Sorgfalt auf einmal gestört; denn der Affe sprang schnell von der Schulter herab, lief wie rasend ein Stück Weges in ein Buschwerk hinein, und jammerte und schrie, daß der ganze Wald wiederhallte. Der Jäger, dadurch in Verwunderung gesetzt, folgte dem Geschreye. Aber wie erschrickt er, als er den Affen bey einem blutigen Leichname sitzen findet, um welchen rings herum andere todte Affen lagen. Er errieth leicht, was

hier vorgegangen war, packte hurtig seinen Wegweiser auf die Schulter, und eilte, was er vermochte, von dem fürchterlichen Orte hinweg, fest entschloßen, im nächsten Städtchen die ganze Geschichte vor Gericht anzuzeigen. Bald langte er im Städtchen an, machte die Anzeige, und begab sich nach dem Wirthshause, um Nahrung zu sich zu nehmen. Der Affe gieng ihm nicht von der Seite. Ohngefähr eine halbe Stunde mochte der Jäger in der Schenke gesessen haben, als ein ganz gut gekleideter Mann zur Thüre herein trat. Ihn sehen, und mit der grimmigsten Wuth und einem durchdringenden Geschrey auf ihn losspringen, war eins bey dem Affen. Dieß fiel dem Jäger auf, er schickte nach Gerichtsdienern, und der Fremde ward verhaftet. Bey der Untersuchung des Vorfalls ergab sich's, daß dieser Verhaftete der Anführer der Räuberbande war, die den Affentreiber gemordet und beraubt hatte.

Von Wölfen hat man Beyspiele, daß sie sich oft lange mit einander unterreden, welche Maaßregeln sie in der Ausführung ihrer Plane nehmen sollen. Wer Füchse beobachtet, wird sich ohne viele Mühe über

zeugen, daß sie sich über ihre Angelegenheiten berathschlagen.

Ein Bär hatte sich einen großen Dorn in den Fuß gestochen. Der Dorn stack im Fleische, und bald stellte sich eine starke Entzündung ein, die zusehends zunahm, und den Bären außer Stand setzte, seinen Weg im Walde weiter zu verfolgen. Von Schmerzen überwältigt lag er am Eingange des Waldes. Ein Bauer, den Geschäfte in diese Gegend führten, stieß an den Bären, und bebte zurück beym Anblicke desselben. Der Bär brach in klagende Töne aus, hob die Tatze empor, streckte sie gegen den Bauer hin, und bath durch ein winselndes Geschrey um Hülfe. Der Bauer, ein muthiger und guter Mann, untersuchte die Tatze des zottigten Schreyers, sah Geschwulst und den hohen Grad von Entzündung, zog sein Messer hervor, erweiterte die Wunde, und brachte den Dorn heraus. So wild der Bär während der Operation seines Wundarztes that und schrie, so sanft wurden jetzt auf einmal seine Töne, und, wie der Bauer versicherte, so schien der Bär durch sie seine Freude und Dankbarkeit ausdrücken zu wollen. In

Böhmen, wo sich im Alterthume diese Geschichte ereignet hat, setzet man noch einen Anhang dazu, der, wenn man der Erzählung Glauben beymessen darf, dem dankbaren Gemüthe des Bären wirklich Ehre macht. Man sagt: der Bär soll den Bauer an einen abseitigen Ort geführt, und da die Erde aufgescharrt haben. Der Bauer fand hier einen funkelnden Stein, der in der Folge sein Glück gemacht und eine hohe Familie gegründet hat.

Doch wir wollen die wilden Thiere verlassen, und auf die einheimischen einige Blicke werfen.

Deutlich fordert von uns der Hund seine Nahrung. Er danket uns, wann er sie erhält, und sucht uns zu besänftigen, wann wir ihm zörnen. Er trauert, wann er allein ist, und freuet sich, wann er uns wieder sieht. Er kündiget uns unsere Feinde an; sagt uns, daß ein Fremder kömmt; er verfolget das Wild, und verräth uns den Aufenthalt desselben.

Ein Herr auf dem Lande fuhr mit seinem Hunde spazieren. Ein natürliches Bedürfniß zwang ihn, abzusteigen. Er begab sich in ein nahes Gebüsche. Der Hund folg-

te ihm. Als das Bedürfniß befriediget war, setzte sich der Herr wieder in den Wagen, und rief dem Hunde. Bellend kam der Hund aus dem Gebüsche gelaufen, und wollte durchaus nicht Platz in dem Wagen nehmen. Sein Bellen dauerte fort, und ward immer stärker. Der Herr achtete nicht darauf, und fuhr fort. Der Hund sprang vor die Pferde hin, bäumte sich, biß sie in die Füße. Der Wagen hielt. Der Hund lief an den Schlag des Wagens, winselte, bellte, heulte, zog seinen Herrn beym Kleide. Nun ward dieser aufmerksam, stieg aus, und der Hund lief nach dem Gebüsche zurück. Sein Herr gieng ihm nach, und fand an eben dem Orte, wo er die Nothdurft verrichtet hatte, seine goldene Uhr liegen. — Der Hund sah, wie solche aus der Hosentasche fiel, und bestrebte sich, seinen Herrn davon zu unterrichten.

Auf dem Hofe eines Landmannes lebten verträglich verschiedene Hausthiere, Hornvieh, Hunde, Enten. Ein schwarzer Hund war es, der die Aufmerksamkeit der Ente auf sich gezogen hatte, und ihre Zuneigung gewann. Sie bezeugte ihm solche durch mancherley Töne, und folgte allen

seinen Tritten treulich nach. Ruhete der Hund, so stand die Ente bey ihm, und schnatterte ihm ihre Zärtlichkeit vor. Lief er umher, so wackelte sie ihm aus allen Kräften nach, und schwatzte unaufhörlich fort. Oft vereinigten beyde ihre Stimmen, und führten anhaltende Gespräche. — Der Landmann sperrte den Hund ein. Dieß war ein großer Schlag für die Ente; sie wußte sich nicht zu helfen, bis sie endlich auf den Einfall fiel, den Herrn des Hauses um die Loslassung ihres Lieblings zu bitten. Er traf sie des Abends vor der Zimmerthüre an, wo sie unausgesetzt schnatterte. Er jagte sie davon; sie kam wieder. Man sperrte sie in ihr Behältniß ein; sie fand eine Oeffnung und schlupfte durch, flog auf das Fenster des Schlafzimmers ihres Besitzers, und pickte mit dem Schnabel in die Fensterscheiben und schnatterte. Der Herr, dem dieses Benehmen der Ente bedeutend schien, gieng heraus. Geschwind sprang die Ente vom Fenster, eilte ihm entgegen und führte ihn, indem sie seinen Rockzipfel im Munde hielt, zu der Stube, worinn sich der Hund befand. Hier verdoppelte sie ihr Ge-

schnatter. Der Hund wurde herausgelassen, und die Ente war beruhigt.

Zu Chalons, in Frankreich, sah sich eine arme Frau genöthiget, ihr Letztes, was sie hatte, zu verkaufen. Es war eine Kuh, die sie und ihre Kinder nährte. Mit weinenden Augen trieb sie solche nach der Wohnung des Käufers, der ihr das Geld dafür auf die Hand zählte. Als die Frau die Kuh verließ, fieng diese an auf eine Art zu bleken, die Mitleid erregte; man fühlte es, daß das Thier seine Traurigkeit, die es über die Trennung von seiner bisherigen Eigenthümerinn empfand, ausdrückte.. Ein wohlhabender Mann gieng eben vorbey und sah den Auftritt. Als die Frau sich nach Hause begab, folgte er ihr nach, und fragte sie, warum sie ihre Kuh verkauft hätte. Bey dem bloßen Namen des Thiers fieng das gute Weib schon an zu weinen, und sagte schluchzend, ihr Mann wäre krank geworden, und da sie nichts hätte, womit sie ihm zu Hülfe kommen könnte, so hätte sie sich genöthiget gesehen, die Ernährerinn ihrer ganzen Familie zu Gelde zu machen. Sie hätte die Kuh an die 13 Jahre gehabt, und es fiele ihr nun außerordentlich schwer,

sich von ihr zu trennen, besonders da sie nicht wüßte, wo sie jetzt Milch und Käse für ihre Kinder hernehmen würde. Der Menschenfreund überzeugte sich von der Wahrheit dieser Aussage. " Da, meine gute Frau, sagte er, da nehmt meine Börse; sie faßt so viel und vielleicht noch mehr, als ihr für die Kuh erhieltet. Gehet, und gebt dem Manne sein Geld und noch etwas darüber, daß er euch das Thier absiehe." Die Frau hatte eine so große Begierde, ihre Kuh wieder zu erhalten, daß sie, ohne daran zu denken, ihrem Wohlthäter Dank zu sagen, davon lief, und in wenigen Minuten wieder mit der Kuh zurückkam. So wehmüthig vordem die Kuh schrie, so freudig waren jetzt ihre Laute; sie blekte die um sie her stehenden Kinder, den kranken Mann der Frau, den die Freude von seinem Strohlager gehoben und heraus getrieben hatte, und die Frau an, gleichsam als hätte sie der Familie sagen wollen: Seht, wie froh ich bin, daß ich mich wieder bey euch befinde! "

In der Nachbarschaft des Forts Schuyler, nicht weit von den Quellen des Flußes der Mohawks, ward der Capitain Gregg durch einen Flintenschuß blessirt,

und gerieth einer Partey Wilden in die Hände, die ihm die Haut vom Kopfe zogen. Da sie ihn für todt hielten, ließen sie ihn auf dem Schnee liegen. Der Capitain hatte einen Hund bey sich, dessen die Barbaren nicht gewahr wurden. Sie entfernten sich kaum, so trat der Hund zu seinem gemißhandelten Herrn hin, und lekte ihm mit vieler Sorgfalt den Kopf ab. Als dieß geschehen war, lief er nach dem Fort zurück, und suchte den vertrautesten Freund des unglücklichen Capitains auf. Er fand ihn, und gab ihm durch ein ungewöhnliches, lang anhaltendes, banges Heulen, und andere Zeichen der Traurigkeit zu verstehen, daß er ihm doch folgen möchte. Der Freund begriff bald, daß dieses Heulen des Hundes wohl einen Unglücksfall bedeuten könnte, der den Capitain betroffen, und säumte nicht, sich in Begleitung einiger Soldaten, auf den Weg zu machen. Als dieß der Hund sah, hörte er auf zu heulen, that einige frohe Beller, und lief voran. Der Freund und die Soldaten giengen ihm nach. Sie fanden den Capitain, ohne Bewußtseyn, in seinem Blute schwimmen. Der Hund stürzte sich an die Seite seines Herrn,

lekte ihm nochmals das Blut vom Kopfe ab, belekte ihm die Lippen, und heulte abermals, als er keine Bewegung an demselben wahrnahm. Der Freund machte Anstalten, daß der Capitain nach dem Fort gebracht wurde. Die Kunst der Wundärzte war so glücklich, ihn wieder herzustellen. Täglich besuchte der Hund den Freund, und meldete ihm, wie es sich mit seinem Herrn besserte.

Ein anderer hatte mehrere Jahre einen Hund, den er sehr gut hielt. Es war ein Handelsmann, der jährlich verschiedene Reisen machte, auf denen ihn immer der Hund begleitete, und auffallende Beweise von Wachsamkeit und Treue gab. Kam der Kaufmann in eine Stadt, so gieng der Hund ungeheissen in alle Häuser, wo sein Herr bekannt war, und meldete mit einem lustigen Geklaffe die Ankunft desselben an. Alle diese Dienste des Hundes gewannen ihm die Liebe seines Besitzers in einem so hohen Grade, daß er ihn nicht von der Seite ließ, und reichlich mit der besten Nahrung versorgte. Auf einem Jahrmarkte geschah es, daß dem Kaufmanne ein Stück Seidenzeug von der Auslage, während daß sich

derselbe mit Käufern beschäftigte, gestohlen wurde. Der Hund, der im Inneren der Bude lag, bemerkte den Diebstahl, und fieng gewaltig zu bellen an, sprang auf die Auslage, und bellte noch mehr. Der Kaufmann gab ihm einen Schlag, und stieß ihn herab. Der Hund, der sonst sehr folgsam war, gehorchte jetzt seinem Herrn nicht. Mit einem noch stärkeren Gebelle sprang er nach dem Orte hin, wo der Seidenstoff ausgelegt war. Der Kaufmann sah nach dem Orte, und wurde nun gewahr, daß eine diebische Hand die Waare genommen hatte. — Hat hier der Hund nicht zu seinem Herrn gesprochen? Hat er ihm nicht den Diebstahl angezeigt? — Bald nach diesem Vorfalle erkrankte der Kaufmann und starb. Der treue Hund heulte erbärmlich beym Sarge seines Wohlthäters, begleitete heulend den Leichnam bis zum Grabe, und ward nun mit einemmale unsichtbar. Man erkundigte sich nach dem Hunde, man suchte ihn im ganzen Städtchen, aber es war nicht möglich, ihn auszuforschen. Erst nach acht Tagen erschien der Hund wieder, und man erfuhr, daß er nach allen den benachbarten Städten, wo er mit dem Verstorbenen die

Jahrmärkte zu besuchen pflegte, gelaufen war, und daselbst den Tod desselben, in den Häusern, wo der Kaufmann Bekanntschaft hatte, durch ein fürchterliches Geheule angezeigt habe. — Diese Geschichte habe ich unmittelbar aus dem Munde der Wittwe des Kaufmannes.

Die Henne, deren junge Entchen im Wasser sind, läuft unruhig am Ufer auf und ab, und drückt gegen die Umstehenden durch zweysylbige Töne ihre Besorgniß aus. Eine brave Hausmutter auf dem Lande erzählte mir, daß eine ihrer Hennen, die Entchen zu erziehen hatte, sogar in die Stube gelaufen kam, sehr ängstlich that, in abgebrochenen zweysylbigen Tönen sich ausdrückte, und die Hausfrau in die Füsse pickte, während daß eine Magd herein trat, die Nachricht von den Entchen im Wasser brachte, und so das Räthsel lösete. Man gieng hinaus, die besorgte Henne eilte nach, hüpfte am Rande der Pfütze herum, und forderte Hülfe für die kleinen Schwimmer.

Eine Frau liebte ihr Kätzchen außerordentlich. Das Thierchen schlief mit ihr in einem Bette, frühstükte mit ihr aus ei-

ner Tasse, ruhte auf ihrem Schooße. Diese so liebvolle Behandlung nahm das Kätzchen mit Dank auf, und schmeichelte seiner Gebieterinn und Freundinn, wo es nur konnte. Eine alte Dienstmagd im Hause, der es wehe that, daß die Katze, und nicht sie täglich eine Schaale Caffee bekam, grollte dem Thiere, und schwur Rache demselben. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Frau erhielt Briefe von ihrem Gemahle aus der Hauptstadt, die sie auf das dringendste dahin riefen. " Ich muß auf einige Wochen verreisen, sagte sie zu der alten Marie, und übergebe euch mein Liebstes, was ich habe. Sorget für das Kätzchen; lasset es an nichts Mangel leiden, gebt ihm täglich seine Tasse Caffee, ein gutes Suppchen zu Mittage, nicht zu fettes, klein geschnittenes Fleisch, nehmt es mit zu Bette, thut dem Thierchen schön; ich will erkenntlich seyn. " Marie versprach alles, gelobte der Frau mit einem Handschlage, daß Mitzchen die besten Tage haben solle, daß sie es warten und halten wolle, wie ihren Augapfel. — Die Frau war beruhigt, drükte die Katze noch einmal an ihre Lippen, an ihr Herz, benetzte es mit Thränen, legte es

in's Bette, küßte es noch einmal — und schied von ihrem Lieblinge. " Gebt mir auf's Mitzchen Acht! " rief sie aus dem Wagen, und fuhr mit beklommener Brust davon. — Wer war jetzt froher, als die alte Marie! Die Kutsche entzog sich nicht sobald ihrem Auge, als sie schon nach dem Zimmer lief, das im Pflaumbette sanft schlummernde Mitzchen ergriff, und es unbarmherzig zur Thüre hinauswarf, mit dem Fuße stieß, das Zimmer abschloß, und sich nicht weiter darum kümmerte. Die Mittagsstunde rückte heran. Die Katze fand sich wie gewöhnlich ein. Statt Süppchen und Braten bekam es Schläge, mußte im Wind und Regen den ganzen Tag herumlaufen, hatte keine weiche Schlafstelle, keinen Caffee zum Frühstücke. Das Elend, so Mitzchen betroffen, war groß; Mitzchen verbarg sich auf dem Boden des Hauses und jammerte. Marie that sich bey Caffee und Braten gütlich. — Unversehens kommt die Frau von Hause zurück. " Wo ist Mitzchen? ist ihre erste Frage. " Eben lief mein liebes Kätzchen zur Thüre hinaus" antwortete Marie. Seit Ihre Gnaden weg waren, sah ich das arme gute Mitz-

chen

chen nichtlustig. Ich mochte ihm so schön thun, als ich wollte, alles vergebens! der Caffee schmeckte dem Thiere nicht, den besten Braten ließ es liegen, und schlief äusserst unruhig in meinen Armen! — Da kömmt es; man sieht ihm's recht ordentlich an, daß es sich freuet, Ihre Gnaden zu sehen." So sprach die Alte, und Thränen traten in die Augen der Frau v. *. Mit mütterlicher Zärtlichkeit hob sie das Kätzchen von der Erde, drückte es an ihren Busen, und herzte und küßte es. Die Alte entfernte sich, und nun fieng die Katze zu miauen an. Sie sprang auf den Tisch, wo sie sonst zu frühstüken gewohnt war, und miaute. Sie lief zum Bette, und ihre Töne wurden schneidender und eindringender. Sie wälzte sich an der Thüre und verdoppelte ihr Geschrey. Sie zog ihre Gebieterinn am Rocke, führte sie die Bodenstiege hinauf, und legte sich da miauend auf dürres Laub hin. Sie lief wieder herab und in die Küche, wo sie vor der alten Marie stehen blieb, und mit einem auf die Frau v. * gerichteten Blicke ihre tiefen Klagetöne fort modulirte. Frau v. * verstand die Katze vollkommen. Miz-

chens Miauen auf dem Caffetische bedeutete, daß es kein Frühstück bekam. Mitzchens Elegie am Bette sagte, daß es hier nicht geruhet habe. Mitzchens Herumwälzen und Geschrey an der Thüre entdeckte, daß es herausgeworfen und gemißhandelt wurde. Mitzchens Töne oben am Boden des Hauses zeugten an, wie elend es hier die Nächte durchbrachte, und Mitzchens Heulen vor Marien, klagte diese als die Urheberinn all' des Uebels an. Man kann sich denken, daß Marie nach Verdienst belohnt wurde.

Ein Stallmeister, der ein großer Pferdekenner ist, erzählte mir folgende Geschichte: Eines der unter seiner Aufsicht stehenden Pferde schrie immer auf eine ganz sonderbare Art auf, wann er in den Stall kam. Es war kein Wiehern, es waren schneidende, abgebrochene, einsylbige Töne. Blieb der Stallmeister lange, so wiederholte das Pferd auch öfter sein Geschrey, und blickte bey demselben starr auf einen der Stallknechte hin, der nebst andern, auch dieses Pferd zu warten hatte. Dieß fiel dem Stallmeister auf, und von nun an beobachtete dieser genauer als jemals den

Stallknecht und die ihm anvertrauten Pferde. Es veroffenbarte sich bald, daß das nur bey der Anwesenheit des Stallmeisters schreyende Pferd gerade dasjenige war, welches der Stallknecht am allerwenigsten rein gehalten hatte, es war voll Staub, und voll Aussatz unter den Haaren. Der Stallmeister zweifelte nicht daran, daß das so muthwillig vernachlässigte Pferd ihm seine Noth geklagt habe, aber er wollte auch den saumseligen Knecht von der Fahrlässigkeit desselben überzeugen. Er berief alle Knechte des Stalles, und befahl ihnen, sich in zwo Reihen getheilt zu stellen. Als dieß geschehen war, führte er selbst jedes Pferd am Zaume durch die Reihen. Alle giengen ruhig hindurch, und nur das Schreyende allein schnaubte und bäumte sich, als es bey dem Knechte vorbey gehen sollte, der so sehr seiner Pflicht vergaß. „Elender Pursche, — hub nun der Stallmeister an, — dieses unvernünftige Thier klagt dich an. Zum Dienste desselben bist du da, und diesen fordert es von dir, und klagt dich an, daß du ihn vernachlässiget hast." Der Knecht bekannte seine Schuld, bath um Verzeihung, und pflegte des

Pferdes, das nun nicht mehr schrie, der Stallmeister mochte kommen, so oft als er wollte.

V.

Wie kann der Mensch die Sprache des Thieres verstehen lernen? — Grundsätze der Thiersprache.

Das, was wir Wort nennen, findet in der Thiersprache nicht Statt, wenigstens in so weit nicht Statt, als ein Wort einen eigeuen Gegenstand bezeichnen soll. Es ist richtig, auch das Wort ist ein Ton, aber die Töne der Thiere haben die beständige, immer gleichförmige Modulation nicht, die den Tönen des Menschen eigen ist. Ihre Ausdrücke bestehen meistentheils in mehreren Tönen; das will sagen: Was bey dem Menschen eine Phrasis macht, ist bey dem Thiere nur so viel als ein Wort. Man braucht daher nur die Modulation des Thiertones durch die Leidenschaft zu studiren, — und der ganze Zustand des Thieres ist mehr oder weniger Leidenschaft, — so wird man die Thier-

sprache verstehen. Genaue hierüber angestellte Beobachtungen haben folgendes gelehrt.

1. Einsylbig und zweysylbig abgebrochene Töne sind Ausdrücke der Sorgfalt. Alle Thiere, die Junge haben, drücken sich in diesen Tönen aus, wenn man sich ihren Nestern nahet.
2. Schnell auf einander folgende, dabey aber unharmonische, dissonante Töne, bedeuten Unwillen, Unzufriedenheit, Zorn des Thieres. Man gebe der Katze einen guten Bissen, und lasse zugleich eine andere Katze ihr nahe kommen; man wird deutlich diese Töne bemerken. Auch so bey anderen Thieren, deren Sprachwerkzeuge volubel sind. Je zorniger, je wüthender das Thier wird, desto dissonanter und schneller aufeinander folgend werden auch seine Töne. Man habe auf den Kettenhund Acht, der den Bauernhof bewacht; welch einen das Ohr beleidigenden Lärm macht er nicht, wenn eine unbekannte Person eintritt,

oder auch nur vorbey geht! Ich kann noch heute nicht der unangenehmen Eindrücke vergessen, die ich durch ein solches schneidendes, ineinander greifendes Gebelle empfand, als ich eines Abends spät durch ein langes Dorf gieng. Der erste Hund, der meiner ansichtig wurde, hatte nicht sobald intonirt, als auch die übrigen alle beynahe zugleich einfielen. Es war ein Concert das mir die Haare zu Berge stehen machte. Meine Ohren wurden so sehr hergenommen, daß ich mehrere Tage lang Schmerzen in denselben fühlte. Ich mußte schlechterdiengs den Dorfhunden sehr mißfallen. Vielleicht hatten sie noch in ihrem ganzen Leben keine solche Figur, wie die meine war, gesehen. Ich bin versichert, die Hunde würden ihre Lungen weniger strapazirt haben, hätten sie gewußt, wie enge mir um's Herz war, als ich mitten durch sie gehen mußte.

3. Schnell, undeutlich und hastig hervorgebrachte Töne sind Benachrichtigungen guter Sachen. So machen Spatzen einander zu wissen, wo ein Flugloch in den Schüttboden of-

fen ist. Ein Abdecker führte ein todtes Pferd auf den Anger. Ich befand mich nicht fern davon, und beobachtete eine Dohle, die in schnellen undeutlichen und hastigen Tönen sogleich ihre Schwestern davon unterrichtete. In wenigen Minuten waren ganze Schwärme von Dohlen und Raben beysammen, und flogen mit einem lärmenden Freudengeschreye dem Aase zu; doch war immer noch Harmonie in dem Lärm.

4. Sanft und harmonisch sind die Töne der Freude; aber ungleich sanfter und harmonischer sind die Töne der Liebe. Die Brutvögel im Frühlinge beweisen dieß. Das Girren der liebenden Taube läßt nicht daran zweifeln. Selbst in den Tönen der Katze und des Hundes, wann sie nach ihrer Art Liebe fühlen, sind sanft, weich und wohlklingend.

5. Schneidend durchdringend rasch auf einander folgend, unharmonisch und dabey lang andauernd sind die Töne der Eifersucht. Einer meiner Freunde hatte einen Pudel und einen Pommer. So oft

er dem Pudel wohlthat und schmeichelte, so oft verlor auch der Pommer seine Fassung Er that einen schneidenden, durchdringenden Beller; mehrere folgten diesen in einem Augenblicke nach; dann winselte und murrte er auf eine höchst widrige Art so lange, bis mein Freund nachließ, dem Pudel freundlich zu begegnen.

6. Einsylbig und tiefklagend sind die Töne der Traurigkeit und Wehmuth. Man beobachtet dieß an Vögeln, denen man ihre Nester ausgenommen hat, an Katzen und Hunden, wenn man sie ihrer Jungen beraubet.

VI.

Die sprechenden Vögel in der Höhle auf Antiparos und die Henne in der Grotte zu Chablais, in Frankreich.

Die Einwohner auf der Insel Antiparos, — in dem griechischen Archipelagus, versichern jeden Fremden, daß sich in einer daselbst befindlichen unterirrdischen Höhle Vögel aufhalten, die un-

ter einander die Sprache der Insulaner deutlich sprechen sollen. Maquin, ein Italiener, wollte sich bey seiner Anwesenheit auf dieser Insel hiervon überzeugen. In Gesellschaft einiger von seiner Begleitung ließ er sich in die Höhle hinab. Was er dort sah und hörte, berichtet er selbst in einem Briefe an den berühmten Jesuiten Kircher.

„Da ich von den Einwohnern auf Paros erfahren, schreibt er, daß auf der Insel Antiparos, welche ohngefähr zwey Meilen von ersterer liegt, eine riesenmäßige Statue am Eingange einer daselbst befindlichen Höhle, und in der Höhle selbst verschiedene andere Denkwürdigkeiten zu sehen wären, so beschlossen wir, der französische Consul und ich, uns dahin zu begeben. Als wir nun an der Insel gelandet, und gegen vier Meilen mitten durch die schönsten Ebenen, und durch Gehölze gegangen waren, so gelangten wir endlich zu einem kleinen Hügel, an dessen Seite sich die fürchterlichste Höhle, die uns alle in Schrecken setzte, und unsere Neugierde beynahe unterdrückt hatte, öffnete. Wir ermannten uns, und stiegen hinein. Kaum

hatten wir zwanzig Schritte gethan, so fiel uns auch schon die riesenmäßige Figur in die Augen, und überzeugten uns bald, daß das, was die unwissenden Einwohner der Insel unter dem Bilde eines Riesen erschreckt hatte, nichts weiter, als ein glänzender Stein war, der sich von dem aus der Höhe herabtröpfelenden Wasser nach und nach bildete, und dem die Furcht die Gestalt eines Ungeheuers gab. Von diesem außerordentlichen Spiel der Natur aufgemuntert, giengen wir weiter fort, in der Erwartung, neue Erscheinungen zu hören, besonders die sprechenden Vögel. Und in der That, je weiter wir kamen, desto mehr Wunder bothen sich uns dar. Unser Weg war eine Art von Bogengang, geformt von Sträuchern, deren einige weiß, andere grün spielten, alle aber in ihrer perspektivischen Lage uns das reizendste Schauspiel gewährten. Sie erregten in uns um so mehr Bewunderung, da wir wußten, das es Produkte der Natur selbst waren, die hier in der Einsamkeit, gleichsam zu ihrem Vergnügen, diese schönen Denkmäler aufgerichtet hatte.

Doch dieß waren nur erst die geringsten Wunder dieses Orts. Wir befanden uns gewissermassen erst in der Halle dieses bezauberenden Tempels. In einer Ecke dieses halb erleuchteten Aufenthalts erblickten wir eine Oeffnung gegen drey Fuß weit, welche zu einer vollkommen finstern Grotte zu führen schien, worinn sich, nach Aussage eines uns begleitenden Eingebohrnen, ein Wasserbehälter befinden sollte. Wir machten dieserhalb Versuche, und warfen Steine unterwärts, die an den Seiten herabrollten, und endlich wirklich in's Wasser zu fallen schienen. Um aber doch gewisser zu werden, so schickten wir einen Schiffer aus der Levante, unter Versprechung einer ansehnlichen Belohnung, mit einer Fackel in der Hand, in die Oeffnung hinein. Als er ohngefähr eine Viertelstunde daselbst verweilt, so kam er wieder zurück, und brachte Stücke vom weißen Glase in seiner Hand mit, das keine Kunst bisher hat nachmachen können. Als er versicherte, daß dieser Ort voll von diesen schönen Inkrustationen sey, so gieng ich mit ihm, ängstlich und sorgsam in die Oeffnung. Wir waren ohnge-

fähr fünfzig Schritte weit gekommen, als wir an einem Abgrunde standen, der uns die Aussicht nach einem geräumigen Amphitheater gab, das aber ungleich tiefer lag, und wir deßwegen umkehren mußten, um uns mit Leitern, Fackeln und anderen nöthigen Dingen zum Herabsteigen zu versehen. Unsere ganze Gesellschaft, Mann für Mann, gieng nunmehr durch die Oeffnung, und so langten wir glücklich in dem herrlichsten Theile der Höhle an. In den Felsen-Klüften sahen wir große schwarze Vögel, die wirklich nicht undeutlich P a r o s, P a r o s aussprachen, und die Sylben i—ti—ar—par—os— vernehmlich hören ließen, wenn sie gleich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit auf einander folgten. „Die Vögel sprechen zu geschwind, — sagte der Insulaner, unser Gefährte, — ich verstehe nicht, was sie haben wollen.“ Nun zündeten wir alle unsere Lichter an. Die Vögel erstummten. So wie der ganze Ort erleuchtet worden war, so wußte kaum das Auge, wohin es vor Glanz und Pracht sehen sollte. Die ganze Decke hieng voller, wie Glas durchsichtiger und doch gleich dem Marmor fe-

sten Eiszapfen. Das Auge war kaum vermögend, diese prächtige und unbeschreiblich schöne Tapezierung zu ertragen. Die Wände schienen wie mit Spiegeln behangen zu seyn, und das Ganze hatte das Ansehen eines prachtvollen Theaters, welches verschwenderisch Licht und Glanz von sich warf. Der Boden war durchaus Marmor, und an verschiedenen Orten erhoben sich Säulen, Thronen, Altäre, und dgl. empor, so als hätte sich die Natur vorgenommen, hier der Denkmäler der Kunst zu spotten. Unsere Stimmen beym Sprechen und Singen wurden von einem starken Echo accompagnirt. Man feuerte ein Gewehr ab, und der Wiederhall war außerordentlich. Zwischen den Säulen hörten wir abermals die Vögel, ihr Paros und i—ti—ra schnarren. In der Mitte dieses großen Amphitheaters stieg ein gegen fünfzehn Fuß hohe Säule auf, die gewissermassen einem Altare mit allen dazu gehörigen Ornamenten glich. Anderes Säulenwerk, das sie umgab, hatte das Ansehen der Kerzen.

Unter dieser Grotte zeigte sich noch eine Höhle, in die ich mich, nebst dem Le-

vantischen Schiffer, an einem Stricke gegen 50 Fuß tief herabließ. Ich kam endlich auf einen kleinen Fleck eines ebenen Grundes, der aber von dem des obern Amphitheaters ganz verschieden war. Er bestand aus weichen Tone, der dem Drucke nachgab, und so weich war, daß ich mit einem Stocke gegen 6 Fuß tief in die Erde stossen konnte. Indessen waren hier, so wie oben, die schönsten Krystallen, unter denen einer einen herrlichen Tisch bildete. Der gedachten Vögel gab es hier noch mehrere, als oben, und ihre Sprache verrieth in der That sehr viel Artikulation, und hatte eine überaus große Aehnlichkeit mit der Sprache der Insulaner auf Paros und Antiparos.

Bey unserm Weggehen aus dieser prachtvollen Höhle wurden wir bey dem Eingange an einem Felsen eine griechische Innschrift gewahr, die aber durch das Alter so verwischt war, daß wir sie nur mit großer Mühe lesen und daraus abnehmen konnten, daß Antipater zu den Zeiten des Alexanders hieher gekommen."

Zu Chablais in Frankreich erzählet man sich viel von einer ehemals spre-

chenden Henne, deren Cadaver man in einer Grotte noch heut zu Tage als Inkrustat zeigt. Es wird vielleicht nicht unangenehm seyn, hier eine Beschreibung der Grotte und der Henne zu lesen.

Mitten in einem dichten Walde stehet ein ungeheurer Felsen. Tief in demselben sind drey übereinander angelegte Grotten, in die man nur mit Leitern und auf Baumästen kommen kann. Bey dem dasigen gemeinem Manne führen sie den Namen der Feengrotten. Unten auf dem Grunde einer jeden befindet sich ein Wasserbehälter, deren Wasser, nach der gewöhnlichen Sage, erstaunende Wirkungen thun soll. Das aus der höchsten Grotte herabträufelende Wasser hat daselbst einen Körper gebildet, der einer brütenden Henne vollkommen ähnlich sieht. An der Seite dieses Körpers befindet sich ein anderer, welcher einem Stücke Speck mit seiner beynahe drey Fuß langen Schwarte gleicht. In dem sich von dem Tropfwasser gebildeten Becken siehet man Figuren von gebrannten Mandelkernen, und nicht weit davon stehet ein artiges Spinnrad. — Die Einwohner der Gegend behaupten, auch noch eine steiner-

ne Frau daselbst gesehen zu haben, welche aber kein Naturforscher hat entdecken können. Man wagte sich anfangs nicht in die Höhle; allein seitdem die steinerne Frau verschwunden ist, hat man mehr Muth bekommen. — — Jeder Systematiker würde behaupten, daß diese Grotte anfangs von einer Frau bewohnt worden sey, daß selbige gesponnen habe, daß sie eine Henne mit ihren Küchlein neben sich gehabt, und daß sie damals, als sie mit ihrer ganzen Haushaltung in Stein werwandelt wurde, Zuckerwerk gegessen habe.

Man hat zu allen Zeiten von der Sprache der Thiere die sonderbarsten Meinungen gehabt. Besonders hat sich das Alterthum hierinn ausgezeichnet, und in der Periode der Zauberer, Hexenmeister und Mystiker gab es Manche, welche die Welt glauben machen wollten, daß die Thiere ihnen Geheimnisse entdecken Zuweilen hat auch eine zu lebhafte Einbildungskraft Manchen irregeführt, und Veranlassung dazu gegeben, daß man den Thieren eine vollkommnere Sprache beylegte, als die ist, welche sie wirklich besitzen. So viel ist indessen gewiß, daß Thiere ihre Gefühle

mit Tönen bezeichnen, und zwar mit so verschiedenen Tönen, als verschieden diese Gefühle sind. Sie moduliren anders im Zustande der Freude, anders im Zustande des Schmerzes, anders in der Liebe, anders, wann Haß und Zorn, Rache und Wuth in ihrem Innern toben. Wer diese Modulationen der thierischen Töne genau beobachtet, und sie treu im Gedächtniße behält, wie, z. B., ein Apollonius von Tyana, der kann allerdings manches Thier verstehen, und viel von ihm erfahren, doch aber nie mehr, als was in den Wirkungskreis desselben einschlägt, was im Verhältnisse mit seiner Fühlbarkeit steht. Ehre, Hochmuth, Stolz, Pracht, werden nie die Gegenstände thierischer Gespräche seyn, wohl aber ihre Nahrung, ihre Sicherheit, Vertheidigung, Fortpflanzung, ihre Freuden und Leiden.

Ich habe schon erinnert, daß nicht alle Thiere artikulirte Sprache haben; diese sprechen nur durch Bewegungen, durch Gebehrden, durch Mimik, z. B., die Fische. Wir werden diese Art von Sprache seines Orts untersuchen. Aber auch diejenigen, welche artikulirte Töne hervorbringen, welche

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wirklich Buchstaben aus dem Alphabete, wirklich Sylben hören lassen, wie man solches täglich bey Hunden, Katzen, Vögeln und andern Thieren wahrnehmen kann, verstehen sich nicht alle unter einander. Ich bin dafür, daß es so viel Thiersprachen oder Zungen gebe, als es verschiedene Thierarten giebt, und eile diesen Satz mit den erforderlichen Beweisgründen zu unterstützen.

VII.

Jede Thierart hat ihre eigene Sprache, die als Abänderung der Sprache des Geschlechtes zu betrachten ist, zu welchem die Thierart gehört — Ursachen, welche die Verschiedenheit der Thiersprache erzeugen.

Die Geschichte des Menschen lehrt uns, daß auch hier die schaffende Natur das Einerley vermieden habe. Sie schuf weiße, braune, schwarze, kupferfarbige und schwarzbraune Menschen, mithin fünf Haupt-

Bayerische Staatsbibliothek München

raçen in diesem Geschlechte *), deren jede sich wieder in verschiedene Arten theilet, und durch Eigenheiten auszeichnet, unter denen wir hier nur der Sprache erwöhnen wollen. Unendlich sind die Zungen, in denen der Mensch spricht. Jede Völkerschaft, jede Nation hat die ihrige. Die

---

*) Der weiße Mensch, homo albus, ist nach den Regeln von zierlicher und symmetrischer Schönheit gebildet, die wenigstens wir für Schönheitsregeln halten. Hieher gehören alle Europäer, die Asiaten am jenseitigen Obystrome, am caspischen Meere, am Fuße des Berges Imaus, an den Ufern des Ganges, wie auch die Eingebohrnen vom mitternächtlichen Afrika, die Grönländer und die Eskimos. Der braune Mensch, homo badius, hat eine braungelbe Farbe, dünne dünne Haare, kleine Augen und platte Gesichtszüge. Diese Raçe begreift alle Asiaten unter sich, die nicht zu der vorigen Raçe zu rechnen sind. Der schwarze Mensch, Neger, homo niger, hat eine schwarze Haut, wollichte Haare, weit von einander stehende Nasenlöcher und dicke Lippen. Hieher gehören

noch immer völlig nackt einher gehenden Einwohner von Paraguay, Neu-Holland und Neu-Süd-Wallis sind unverständlich dem in Kleidern von Pflanzeuzeugen gehüllten Einwohnern von Nigritien, Guinea, Neu-Seeland, denen von Galopagos, den Freundschafts- Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln. Die mit Thierfellen behangenen Patagonen, Hottentoten, Caffern, Grönländer, Neumexicaner, Californier, Samojeden, Tungusen, Jukagiren, Tschuktschen, Ostjaken, Kamtschak-

---

alle Afrikaner, mit Ausschluß der Eingebohrnen des nördlichen Afrika, der kupferfarbige Mensch, homo cupreus, unterscheidet sich durch eine Haut, die die Farbe des Kupfers hat, welches nicht bronzirt ist. Zu dieser Raçe gehören alle ursprünglichen Amerikaner, abgerechnet die Eskimos und Grönländer. Der schwarzbraune Mensch, homo fuscus, macht sich kenntlich durch eine dunkel schwarzbraune Haut, breite Nase und dicke steife Haare. Man rechnet hieher die Bewohner der Südseeinseln, und die meisten Insulaner in beyden Indien.

ker, wie sehr unterscheiden sich diese in ihren Sprachen von allen andern Weltbewohnern! In eigenen Mundarten sprechen die Menschen in Congo, Madakaskar, Egypten, Arabien, Persien, Indien und China, auf den Philippinischen und Carolinischen Inseln, in Japan, Mexico, Peru, Westindien und Brasilien, deren Kleidungsstoff Baumwolle ist; und wie ganz anders sprechen alle die Nationen, die mit Thierwolle ihre Blöße bedecken! Unzählige Sprachen haben wir in Europa; fast eine jede Landschaft hat ihre eigene Sprechart.

Eben diese und eine noch weit größere Mannichfaltigkeit beobachtete die Natur in der thierischen Schöpfung. Hier spielet sie in tausend und tausend Arten, welche ich, vielleicht nicht mit Unrecht, als eben so viele verschiedene Nationen des Thierreichs betrachte, bey denen unter anderen Kennzeichen, durch welche sich eine von der andern unterscheidet, ebenfalls die Sprache als eine charakteristische Note vorkömmt.

Das Thier hat das Vorrecht nicht wie der Mensch, der in jedem Himmelsstriche leben, ausdauern und sich fortpflanzen kann; es ist, gleich der Pflanze, an ein bestimmtes Clima gebunden, außer welchem es nicht gedeiht, ausartet, oder gar zu Grunde geht. Thiere, die für kalte erstarrende Zonen geschaffen sind, kommen nicht unter einem heissen Himmelsstriche fort, und so auch umgekehrt. Renn- und Elendthiere verließen Teutschland, als es aufhörte ein ungeheurer Wald zu seyn, und sein Clima milder wurde. Die Agami, die in Cairo, wie bey uns die Hunde, in den Strassen umherlaufen, sind auch nur dort zu Hause, und der schöne Collibri stirbt, alsbald er den heissen Zirkel verläßt, der ihnen zur Wohnung angewiesen ist.

So wie nun Menschen, die verschiedene Weltgegenden als ihr ursprüngliches Vaterland bewohnen, sich durch Sprachen von einander unterscheiden, eben so unterscheiden sich Thiere durch Sprachen von einander. — Der beständige eigenthümliche Wohnort eines Töne hervorbringenden Ge-

schöpfs, hat einen starken Einfluß auf die Sprache desselben, und trägt sehr viel zum Reichthume oder zur Armuth derselben bey, je nachdem er nämlich mehr oder weniger Produkte enthält, die auf das Geschöpf einwirken können, die mit ihm im Verhältnisse stehen. Arm und äußerst dem Ohre widrig ist die Sprache des Hurons; denn arm an Gegenständen und rauh ist die Region, in welcher er wohnet. Arm und äußerst dem Ohre widrig ist das Gekrächze des Uhu, der in magern und melancholischen Steinklüften weilt. Eben so mächtig ist der Einfluß eines gesellschaftlichen Lebens auf die Sprache der Geschöpfe. Je mehr Umgang der Mensch hat, desto mehr Kultur erhält seine Sprache. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Thiere. Bringet dieses sein Leben in Höhlen verschlossen zu, scheuet es alle Geselligkeit, so ist auch seine Sprache äußerst eingeschränkt. — Nicht alle Thiere geniessen einerley Nahrung. Linne hat erwiesen, daß das Pferd die Kräuter nicht alle esse, welche der Kuh willkommen sind; daß das Schwein jene verabscheue, die das Schaaf

mit Begierde aufsucht, u. s. w. Jedes Thier wird also in seiner Sprache nur diejenigen Dinge bezeichnen können, die seiner Natur angemessen sind, folglich ein anderes Thier, das über Gegenstände aus seinem individuellen Wirkungs- und Erkenntnißkreise sich ausdrückt, nicht verstehen. — Die Verschiedenheit der Feinde, mit welchen jede Thierart zu kämpfen hat, so wie die Verschiedenheit der Gefahren, die jeder Thierart insbesondere drohen, verändern ebenfalls die Sprache derselben, und geben ihr ausschliessende Eigenheit. Und da sich die Thierarten selbst in Hinsicht auf Organisation unterscheiden, so folget nothwendig hieraus, daß auch aus diesem Grunde ihre Sprachen verschieden seyn müssen. Die Kehle des Kukuks bringt die Mannichfaltigkeit von Tönen nicht hervor, welche der geschwätzige Spaz zu erzeugen fähig ist.

Dieses vorausgesetzt, kann man also kühn behaupten, daß jede Thierart ihre eigene Sprache spreche, die, so wie bey dem Menschen, in Ansehung des sprechenden Subjekts mehr oder weniger vollkommen ist,

je nachdem nämlich dieses einer größern oder geringern Kultur sich erfreuet. Thiere von einer und derselben Art werden sich mithin verstehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Thiere von verschiedenen Arten gegen einander erklären werden, wenn sie lange beysammen sind, und einen fortgesetzten Umgang mit einander pflegen, und einander wechselseitig die Bedeutungen ihrer Töne bekannt machen. Ich werde mir weiter unten Mühe geben, dieses durch wirkliche Beyspiele zu erweisen.

Diese verschiedenen Sprachen sehe ich jedoch nicht als Hauptsprachen an. Hauptsprachen giebts nur so viele, als es Thiergeschlechter giebt, und sind bey den Arten dieser Geschlechter die vorkommenden besondern Sprachen nur als Abänderungen der Hauptgeschlechtssprache zu betrachten, deren Verschiedenheit in den Umständen ihren Grund hat, in denen sich jede Thierart befindet; also

1). In der physikalischen Beschaffenheit des Wohnortes.

2). In der Beschäftigung der Thierart.

3). In der Behandlung derselben.

4). In der speciellen Organisation.

So gehören z. B. zum Pferdegeschlechte sechs Arten, nämlich: Das Pferd, das wilde Pferd, oder Tarpan, der Tschiggetai, der Esel, der wilde Esel und der Zebra. Jede dieser Arten spricht ihre eigene Sprache, welche aber doch etwas Gemeinschaftliches haben, das deutlich zeigt, daß sie nur Abänderungen einer und derselben dem Pferdegeschlechte zukommenden Hauptsprache sind. Sie werden einander mehr oder weniger verstehen, je nachdem sie mehr oder weniger in den besonderen Umständen jeder dieser Arten mit einander übereinstimmen. Das wilde Pferd, welches in der Tatarey zu Hause ist, der Tschiggetai, der in Taurien und in dem Morgolischen Steppen umher irrt, drückten sich in ganz andern Dialekten aus, als unser einheimisches, zahmes Pferd; in Dialekten, die von der Beschaffenheit ihres Aufenthaltes, und von der Verschiedenheit ihres Baues eben so sehr modificirt werden, als von der verschiedenen Art ihrer Beschäftigung und Behand-

zung. Der Zebra, dessen Organisation mehr mit der des Esels als mit jener des Pferdes übereinkömmt, wird auch von dem ersteren eher, als vom letztern verstanden werden. Man bringe aber diese sechs Arten zusammen, und ihr Umgang wird sie bald in den Stand setzen, sich einander mitzutheilen, aus dem Grunde, weil ihre besonderen Sprachen nur Modifikationen einer und derselben Hauptsprache sind, die ihrem Geschlechte eigen ist. Schwerer wird es schon halten, daß sich verschiedene Geschlechter verstehen lernen.

Thiere also von einer und derselben Art werden sich mit einander besprechen, und sich zum Theil alle verstehen, die zu einerley Geschlechte gehören, als, z. B., unter dem Schweingeschlechte das wilde Schwein, das zahme Europäische Schwein, das Chinesische Wein, das Guineische Schwein, der Emgalo, das Nabel- und Hirschschwein; denn sie sind alle offenbar Raçen eines Stammes. Unter dem Hundgeschlechte wird vieles der Haushund aus den Sprachen des Schakals, des Wolfs, des Fuchses, der Hyäne sich ver-

ständlich machen, so wie die Katze fähig ist, Theil an den Gesprächen der Löwen, der Tieger, der Panther, der Leoparde, der Unze, des Luchses, des Gepards, des Karakals, des Servals und des Jaguar zu nehmen. Der Hase und das Kaninchen werden sich ganz artig, selbst mit dem gehörnten Hasen, unterhalten, und der Dromedar und das Kameel sich manches zu sagen wissen. Nicht ganz unverständlich sind einander das gemeine Schaf, der Argali oder Muflozo, die Ziege, die Bezoarziege, der Steinbock und die Gemse. Da sie alle ein Geschlecht ausmachen, so haben sie auch eine Grundsprache. Aus gleichem Grunde erzählen sich der zahme Ochs, der Buckel- und Auerochs, der Büffel und der Ziegenochs, der Bison und der afrikanische Büffel manches interessante Geschichtchen; so wie sich der Hirsch, das Elendthier, der Dammhirsch, das Rennthier, das Reh und jenes von Guinea, das Bisamthier, der Brandhirsch, der Ziegenhirsch, der Amerikanische und Gangeshirsch oder Axis, der Schweinehirsch, der Muntjak und der Apara bald

nach ihrer Geschlechtssprache erkennen würden, wenn sie zusammen kämen.

VIII.

Beyspiele, welche beweisen, daß Thiere auch von verschiedener Art einander durch Umgang verstehen lernen.

In dem Stalle eines Landmannes lebten mehrere Jahre hindurch zwey Pferde und ein Ochs. Unmittelbar an den Pferden stand der Ochs, der seines hohen Alters wegen nicht mehr im Stande war, Feldarbeit zu verrichten, und stündlich seinen Tod, nemlich geschlachtet zu werden, zu gewärtigen hatte. Die meisten Zähne waren schon dem Thiere ausgefallen, und die noch wenigen übrigen viel zu stumpf, das Futter zu beissen. Der Landmann beobachtete, daß die beyden Pferde ihrem schwächlichen Kammeraden immer näher rückten, und ihm sichtbarlich in die Ohren wieherten, welches Wiehern der Ochs auch nach seiner Art beantwortete, und gleich darauf das Maul aufthat. Als dieß die

Pferde sahen, zogen sie Heu aus der Raufe, kauten es, und steckten solches dem Ochsen mit der Zunge in das Maul. Eben so machten sie es auch beym Haber. Der Landmann versichert, daß die Gespräche zwischen den Pferden und dem Greise von Ochsen, so wie auch das immer gleich hierauf erfolgte Maulaufmachen und Füttern desselben einige Wochen fortgedauert haben, und wahrscheinlich noch länger würden fortgesetzt worden seyn, hätte man den Ochsen nicht abgeschlachtet. Ich glaube nichts zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß die Pferde durch ihr Gewieher dem entnervten Ochsen Muth und Trost zusprachen, daß sie ihm ihr Vorhaben entdeckten, und von ihm verlangten, daß er das Maul öffne.

Der bekannte Naturforscher Graf von Büffon giebt den Tieger unter allen Fleischfressenden Thieren als das wüthendste und bösartigste Thier an. Er hat keinen andern Instinkt, sagt dieser Gelehrte, als eine beständige Bosheit, eine blinde Wuth, die nichts kennt, nichts unterscheidet, und ihn veranlaßt, seine eigenen Jungen zu verschlingen, und ihre Mutter zu zerreissen,

wenn sie sie vertheidigen will. Seine Kräfte gleichen beynahe seiner Bösartigkeit, indem er, wenn er irgend ein großes schweres Thier getödtet hat, sie in die Gehölze hineinschleppt, und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß die Schnelligkeit seines Laufs durch die ungeheure Last, die er mit sich fortzunehmen hat, kaum um etwas vermindert zu seyn scheint. Mit diesem schlimmen Thiere nun wollte Hr. Brüe, auf dem Castell St. Ludwig einen Versuch machen, und ließ es zu diesem Ende mit einem Schweine anbinden. Das Schwein, das mit Hunden und Ochsen täglich auf dem Hofe einer Landwirthschaft umgieng, stellte sich in eine Ecke der Mauer des Castells, und fieng so heftig an zu schreyen, daß alle die Hunde und Ochsen von seiner Bekanntschaft herbeyliefen, und so heftig auf den Tieger losgiengen, daß dieser sich gezwungen sah, in den Graben des Castells zu springen. — Hunde und Ochsen verstanden also dieß nach Hülfe schreyende Schwein.

In einem Wäldchen, worinn man Hirsche unterhielt, graseten auch zuweilen Kü-

he in Gesellschaft eines wohlbeleibten Stiers. Einer der Hirschen machte Bekanntschaft mit den Kühen, und es kam so weit, daß so oft der Hirsch einen Laut von sich gab, die Kühe den Stier verließen, und ihrem neuen Liebhaber zuliefen. Man beobachtete die Thiere genau, und überzeugte sich, daß Hirsch und Kühe einander Schmeicheleyen und Verbindlichkeiten sagten, und sich oft ziemlich lange unterredeten. Der Stier hierüber aufgebracht, wollte sich seines Nebenbuhlers entledigen. Dieser, nichts weniger als furchtsam, leistete tapfern Widerstand, und behauptete den Platz. Es gieng kein Tag hin, wo sich nicht die beyden Rivalen mit einander gemessen hatten. Die Schimpfworte, die einer dem andern gab, waren so nachdrücklich und laut, daß der Wiederhall von ihrem Brüllen erklang.

Unter den vielen Beobachtungen, die ich, in verschiedenen Hinsichten, seit einiger Zeit über Thiere selbst anstelle, finde ich auch eine, die vorzüglich hieher gehört. Ich hatte eine Katze und einen Hund, die einander so lieb gewannen, daß eines ohne das andere nicht seyn konnte. Bekam der

Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert seyn, daß auch davon die Katze, seine Freundinn, ihren Antheil erhalten würde. Sie aßen friedlich aus einer Schüssel, hatten ein gemeinschaftliches Bette, und promenirten täglich in Gesellschaft. Ich wollte diese dem Scheine nach so intime Freundschaft auf die Probe stellen, und nahm eines Tages die Katze allein auf mein Zimmer, indeß ich den Hund in einer andern Stube bewachen ließ. Ich bewirthete die Katze auf das delikateste; denn ich wollte erfahren, ob es ihr ohne ihren Compan, mit dem sie bisher noch immer Tafel gehalten hatte, so wie vordem schmecken würde. Die Katze aß mit voller Begierde, und schien des Hundes völlig vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, davon ich mir die Hälfte zum Nachtmahl aufbewahren wollte. Meine Frau deckte einen Teller darüber, und stellte den Braten in einen Wandschrank, ohne die Thür desselben abzuschliessen. Die Katze entfernte sich. Ich nahm Stock und Hut und gieng aus. Meine Frau saß im Nebenzimmer und strick-

te. Als ich wieder nach Hause kam, erzählte man mir Folgendes: Die Katze hatte nicht sobald das Speisezimmer verlassen, als sie sich schon bey ihrem Hunde befand, und ungewöhnlich stark, anhaltend und in verschiedenen Tönen miaute, das der Hund bisweilen mit einem einsylbigen Beller beantwortete. Hierauf verfügten sich beyde nach dem Zimmer, wo die Katze zu Gaste war, und warteten so lange an der Schwelle, bis die Thüre geöffnet wurde. Eins von meinen Kindern öffnete sie. In einem Nu waren die beyden Freunde in der Stube. Das Miauen der Katze machte meine im Nebengemache arbeitende Frau aufmerksam; sie stand von ihrem Sitze auf, gieng leise an die halb geöffnete Thüre und beobachtete, was vorgieng. Die Katze führte den Hund zu dem Schrank, worinn sich das Rebhuhn befand, stieß den Teller, welcher die Schüßel deckte, herab, langte den Braten hervor, und brachte ihn dem Hunde, der ihn auch mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sich beyde, und sahen mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo sich das Zimmer wieder öffnen würde. Ich war

der erste, der die Thüre aufmachte, und schüchtern liefen zwischen meinen Füssen Katze und Hund durch. Meine Frau und die Hausleute erklärten mir die Schüchternheit dieser Thiere. Wahrscheinlich hat die Katze dem Hunde durch ihr Miauen zu verstehen gegeben, welch' eine herrliche Mahlzeit sie gehabt, wie sehr es ihr aber auch leid gethan habe, daß sie solche ohne ihn geniessen mußte. Wahrscheinlich hat sie ihrem Lieblinge gesagt, daß sich doch etwas für ihn im Schranke befinde, und ihn beredet, ihr dahin zu folgen. — Von der Zeit an habe ich beyde Thiere zu einem besonderen Gegenstande meiner Beobachtungen gemacht, und mich vollkommen überzeugt, daß eins dem andern treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte.

Ein vornehmer Herr, der in seinem Schloßgarten eine ansehnliche Menagerie hatte, unterhielt auch ein Panterthier. Man ernährte es mit großer Sorgfalt. Eines Tages warf man dem Panter ein lebendiges Ziegenböckchen vor; es meckerte. Der Panter schien sich an dem Meckern zu

ergötzen, und verschonte des Böckchens. Man traf es noch am zweyten, am dritten und vierten Tage lebend an, und Panter und Ziegenbock schienen mit einander zu sprechen. Ersterer bekam absichtlich jetzt keine Nahrung. Mit vielem Geschreye forderte er sie. Man hörte ihn nicht; denn man wollte sehen, wie lange er das Böckchen leben lassen würde. Der Panter litt lieber Hunger, als daß er seinen gesprächigen Gesellschafter angerührt hätte. Man warf ihm nun ein Lamm zu, und in einem Augenblicke zerriß und verschlang er es. In den Tönen des Böckchens mußten Ausdrücke enthalten gewesen seyn, die der Panter verstand, weßwegen er auch seine Mordlust bezähmte. Mit Katzen, die ihm zur Gesellschaft gegeben wurden, vertrug er sich besonders gut, und fand Wohlgefallen an dem Geschreye derselben. Dieses ist sehr erklärbar; denn der Panter gehöret ja zum Geschlechte der Katzen.

Und warum sollten auch Thiere von verschiedener Art nicht durch Umgang einander verstehen lernen? Sie hören ja ihre Töne, hören ihre Modulationen, sehen, was eines und das

andere damit andeuten will, haben Gedächtniß und einen Trieb zur wechselseitigen Mittheilung ihrer Empfindungen und Gefühle.

IX.

Buchstaben und Sylbenähnliche Töne, welche der Verfasser in den Sprachen einiger Thierarten am häufigsten wahrgenommen hat.

Ohne zu behaupten, daß die Thiere eine förmliche Buchstaben- und Sylbensprache sprechen, finde ich doch, daß sie Töne hervorbringen, die wenigstens für das Ohr des Menschen Buchstaben, d. i., Selbst- Mit- und Doppellaute, ja sogar ganze Sylben bilden, die, wenn die Thiere Wörterbücher hätten, in denselben allerdings als bedeutende Wörter, als Zeichen ihrer Gedanken, ihren Platz erhielten. Was mich hierüber meine Beobachtungen erfahren ließen, will ich hier meinen Lesern mittheilen, ohne deßwegen hartnäckig darauf zu beharren, daß ich vielleicht manchmal falsch gehört haben mochte. Die ein feineres Ohr, als ich, besitzen,

und mehr Zeit und Gelegenheit haben, werden natürlicher Weise mehr leisten, denn ich,

Affe, die Buchstaben: a. c. e. g. h. i. k. o. r. s. t. u.
— die Sylben: fi. schak. uir. uis. cher. ir. os. ge.
Bock, die Buchstaben: e. k. m. r.
— die Sylben: mek. mer.
Canarienvogel, die Buchstaben: f. i. s.
— — — fi. il. fis.
Dohle, die Buchstaben: a. r. w.
— die Sylben. wr. wra.
Elephant, die Buchstaben: a. i. n. r. u.
— — die Sylben: iau, iaur.
Esel, die Buchstaben: a. i.
— die Sylbe: ia.
Finke, die Buchstaben: f. i. k. n. s.
— die Sylben: fi. fik. fis.
Frosch, die Buchstaben: k. r.
— die Sylbe: kr.
Fuchs, die Buchstaben; i. t. u.
— die Sylben: uit. it.
Gans, die Buchstaben: a. c. h. i. n. s. t.
— die Sylben: aa. schi. schnat.

Hahn, die Buchstaben: h. i. k. o. r.
— die Sylben: ki. kok. hi. kik.
kiri. hi.
Henne, die Buchstaben: a. k. r.
— — die Sylben: ka. kra. ki.
Hund, die Buchstaben: a. b. f. h. i.
k. n. r. u.
— die Sylben: paf. pif. baf. bau.
knur. au.
Imme oder Biene, die Buchstaben: b. i.
m. s. u.
— die Sylben: bs. bis. bsum.
Katze, die Buchstaben: a. b. c. f. h. i.
m. n. o. r. s. u. w.
— die Sylben: miau. fiau. sch. br.
mr. wa. oua. ia.
Kuh, die Buchstaben: a. m. o. e. u.
— die Sylben: ua. mu. oe.
Kukuk, die Buchstaben: k. u.
— die Sylben: ku. kuk.
Löwe, die Buchstaben: b. r. u.
— die Sylbe: bru.
Maus, die Buchstaben: c. s. i.
— die Sylben: sci. si.
Natter, die Buchstaben, i. s. z.
— die Sylben: sch. zisch.

Ochs, die Buchstaben: b. u.
— die Sylbe: bu.
Pfau, die Buchstaben: a. i. r.
— die Sylben: ia. ra.
Pferd, die Buchstaben: h. i.
— die Sylben hi. hih.
Ratte, die Buchstaben: f. i. s.
— — die Sylben: fi. fis.
Schaf, die Buchstaben: b. e. m.
— — die Sylben: be. bee. me.
Schwein, die Buchstaben: e. h. i. u.
— — die Sylben: eh. ui.
Taube, die Buchstaben: k. r. u.
— die Sylben: ku - ku - ru.
Turteltaube, die Buchstaben: h. i. r. u.
— — die Sylben: ku-kur-hu,
hi - hi - hi.
Unke, die Buchstaben: k. n. u.
— die Sylben: u. n. k.
Zeißig, die Buchstaben: c. f. i.
— — die Sylben: ci fi.

Ich könnte dieses Verzeichniß leicht vermehren, wenn ich nicht besorgte, meinen Lesern mit einer so trocknen Materie lästig

zu werden; — dafür aber will ich folgenden Abschnitt, der mehr Interesse hat, etwas weitläuftiger abhandeln.

X.

Versuch eines Wörterbuchs der Thiersprache, hauptsächlich der Sprache unserer einheimischen Thiere.

Ich habe manche Stunde der Beobachtung der Thiere gewidmet. Ihre Handlungen und Bewegungen waren mir nie gleichgültig, und ich gerieth auf verschiedene Entdeckungen, die meine Seele zur Bewunderung des Schöpfers erhoben, und mir großen Stoff zum Nachdenken gaben. Hieher rechne ich auch die Sprache der Thiere. Ich fand, daß sie für ihre Veränderungen und Empfindung, für ihre Gemüthsbewegungen und Leidenschaften; für ihre Begierden und Verabscheuungen gewisse bestimmte Töne und Sylben haben, deren sie sich, so wie der Mensch der Worte, in vorfallenden Fällen bedienen, um damit dasjenige zu bezeichnen, was in und außer ihnen vorgeht. Diese Töne und Sylben habe ich nach der Aehnlichkeit, die ihnen in

Rücksicht der Aussprache mit den Tönen und Sylben der menschlichen Sprache zukommt, oder wenigstens nach der Beschaffenheit unseres Ohres zuzukommen scheint, in alphabethische Ordnung gebracht, und jeder derselben die Sache beygesetzt, welche dadurch das sich ausdrückende Thier, mehreren tausend Beobachtungen gemäß, bezeichnet. — Fern von der Behauptung, daß ich Alles erschöpft habe, schmeichle ich mir dennoch Einiges als nicht zu verachtenden Beytrag in das Archiv nützlicher und interessanter Erfahrungen niederlegen zu können.

A.

Aa (bey Gänsen) wiederholt und schnell nacheinander. — Warnung vor Gefahr. — Man gehe bey mehreren Gänsen vorbey, die uns nicht kennen, und man wird dieses A a deutlich hören. Die uns bemerkenden Gänse verkündigen dadurch, daß ein Fremder da ist, dem vielleicht nicht zu trauen seyn dürfte. Vorsicht schadet niemals, denken sie, und erheben das warnende Geschrey. — Weniger schnell, mit merklichem Aussetzen. — Einberufung entfernter, zerstreuter, abwe-

fender Gänse. — Sehr schnell aufeinander folgend, — Ausdruck von Freude. — Die Magd gehet in den Gänsestall, bringet Futter, und der Stall wiederhallet von Aaaa.

A (bey Gänsen) etwas gedehnt, im gesunden Zustande der Gans, Ankündigung eines Eyes, dumpf und gedehnt, Anzeige von Uebelbefinden, Krankheit, Schmerz.

Au (bey Hunden) gedehnt — Furcht, Leid, Schmerz. Ich gieng einst mit meinem Hunde spät Abends nach Hause; es war auf freyem Felde. Plötzlich hält der vorauslaufende Hund ein, sieht starr vor sich hin, läßt den Schwanz hängen, kehret um, nähert sich mir, will von meiner Seite nicht. Ich werde aufmerksam, und erblicke in der Entfernung eine schwarze Gestalt. Ich verdoppelte meine Schritte, um zu sehen, was es ist und der Hund bricht in ein lautes Au aus. Ich nehme ihn beym Halsbande und führe ihn zu dem fürchterlichen Gegenstande, es war ein Stück einer alten Säule, und der Hund auet erbärmlich. — — Eben ein solches Au bemerket man, wenn ein Hund empfindlich geschlagen worden

ist, oder ihm sonst ein großes Unglück begegnete, wenn er heftige Schmerzen leidet. Mein Freund hatte eine Hündinn, die gerade Mutter war. Man nahm ihr die Jungen, und einige Tage lang drückte das Thier ihr Leid durch diese Sylbe aus.

B.

Baf (beym Hunde) nicht Paf, Ruf, der den Kammeraden gilt. Der Hund will sie sprechen, er hat ihnen etwas zu entdecken, er will sich ihnen mittheilen, er baft, baft mehreremale mit Pausen dazwischen; die Brüder kommen, er schweigt. Er baft auch oft nur einmal; ein zweyter Hund beantwortet es auch nur einmal. Sie gehen aneinander vorüber, und keiner baffet mehr. — Ich halte dieß für einen Gruß, für ein Compliment bey Hunden, die zu leben wissen, für einen gehorsamen Diener, für einen unterthänigsten Knecht.

Bau (beym Hunde) Oefter nacheinander. — Verkündigung eines Vorfalls von Wichtigkeit.

Bis (bey Bienen) bey einer einzelnen Biene — Traurigkeit, Leid, Schmrrz. Man fange eins von diesen Thierchen, und es gibt durch ein Bis zu verstehen, wie unangenehm es ihm sey, sich seiner Freyheit beraubt zu sehen. — Wird dieses Bis scharf accentuirt, — so zörnet die Biene, ist in Leidenschaft, sticht. — Bey mehreren Bienen zugleich, — Unterredung über ihre Berufsgeschäfte.

Br (bey Katzen) fortgesetzt, Zeichen der Behaglichkeit, des Wohlbefindens, der Zufriedenheit.

Bru (beym Löwen) mit zitterender Stimme, tiefem Tone, Zorn, Wuth.

Bs (bey der Biene) Freude über die Auffindung honigreicher Blumen.

Bsum (bey Bienen) bey mehreren gesellschaftliches Gespräch, Aneiferung zur Arbeit; — in Gegenwart der Königinn, — Liebkosung derselben.

Buh (beym Ochsen) mehr sanft, als erschütternd, Ruf der Kuh; im tiefen Tone, Leid, Schmerz, Unwillen, Hunger; im tiefen starken Tone und erschütterend, — Zorn des Thieres. Der Ochs stehet, hebet den Kopf empor, blickt feu-

rig um sich und stößt ein gedöhntes Buh aus, das die Lüfte erfüllt. — Wer wilde Ochsen zu beobachten Gelegenheit hat, kann sich hievon deutlich überzeugen.

C.

Cheer (beym Affen) Wohlwollen, Liebe, Schmeicheley.

Cheer (beym Honigkukuk) öfter nacheinander, Anzeige, daß sich in der Gegend Honigbienen befinden. Der Vogel flieget auf, schreyet cheer - cheer man gehet ihm nach; er bleibt nicht ferne vom entdeckten Bienenstocke sitzen; man nimmt den Honig aus, und giebt ihm seinen Antheil.

D.

Da (beym Dachs) Furcht und Angst, in seinem Loche gefunden zu werden, wann Jäger und Dachshunde in der Gegend umherstreifen

Doh (bey Dohlen) für sich allein Ruf, der den Schwestern gilt; mehrere Doh in Verbindung, Besorgniß, Furcht, Warnung. Von mehreren Dohlen im Fluge gesagt, — Freude, daß sie zur

Mahlzeit fliegen; mit merklichen Pausen, — Unterredung.

E.

Eh (bey allen vierfüssigen Thieren) Ausdruck des größten Grades vom physischen Schmerz, dahin schwindender Kraft, der Annäherung des Todes.

F.

Fiau (bey Katzen) gedehnt, Liebeserklärung bey Gelegenheit ihrer nächtlichen Zusammenkünfte.

Fi (beym Affen) öfter wiederholt, Note des Unwillens, Zorn.

Fi (beym Canarienvogel) für sich ausgesprochen, wann nach einer guten Weile wieder ein fi folgt, Symptom von Krankheit, Leid, Gram. Mehrere fi schnell nacheinander, Neid, Mißgunst, Eifersucht, Zorn.

Fi (beym Finken) hell und öfter nacheinander, gute Laune; dümpf und langsam, — Klageton, — scharf und geschwind, Warnung, Unwille, Zorn.

Fi (bey Ratten) Ruf den Schwestern, Anzeige, daß keine Gefahr vorhanden ist.

Fi (beym Zeisig) wie beym Canarienvogel.

Fik (beym Finken) Furcht, Bekümmerniß, Klage über etwas.

Fis (bey allen Singvögeln) einzeln für sich, — Nachfrage; mehrere fis hintereinander, — gute Laune, Liebe; unter mehreren Vögeln — Gespräch, frohe Mittheilung.

Fit (bey allen Singvögeln) allein für sich, — Klage, Verlangen nach etwas; mehrere fit geschwind nacheinander, Warnung vor Gefahr; unter mehreren Vögeln Zank.

G.

Ge (beym Affen) Ausdruck der Freude. Ich reichte unlängst einem Affen einige Früchte; er dankte mir mit mehreren Gegege, und sagte mir, wie willkommen ihm meine Gabe war.

H.

Hihihi beym Pferde) Wohlbefinden, Freude über den Anblick des Herrn, des Wärters, des Futters ꝛc. ꝛc. Beym

Hengste stark und heftig — Sprache der Liebe.

Hihihi (bey Turteltauben) Wohlbefinden, Ausdruck der Zärtlichkeit.

I.

Ia (beym Esel) sanft, — Schmeicheley; scharf — Liebe; schneidend scharf, durchdringend, Unwille; mehrmalen nacheinander wiederholt, — Freude.

Ia (bei Katzen) bey nächtlichen Zusammenkünften, gedehnt, — zärtlicher Ausdruck. Außerdem weniger gedehnt, sehr scharf, — heftiger Schmerz; höchster Grad von Zorn.

Ia (beym Pfau) Verlangen nach Futter.

Iau (beym Elephanten) einzeln, — Forderung seiner Nahrung; öfter nacheinander, — Ruf, der dem Cornak oder seinem Wärter gilt; geschwind und schnarrend, — Unlust, Unwille, Zorn.

Iaur (beym Elephanten) langsam freudige, frohe Empfindung, geschwind und schnarrend, — starker Zorn. — Jeder zahme Elephant in Indien und Afrika hat seinen Führer, den man Cornak nennt. Das Thier faßt gemeinigs

lich eine solche Zuneigung zu ihm, daß es ihm zu gefallen die schwersten Dinge ausrichtet, und sich mit der größten Gelehrigkeit und Nachgiebigkeit allenthalben von ihm hinführen läßt. Selten ist ein Cornak genöthigt, zur schlechten Behandlung zu greifen, um sich Gehorsam zu verschaffen; denn außerdem, daß der Elephant erstauuend empfindlich ist, und nicht leicht Beleidigungen verdauet, so gehet auch seine natürliche Einsicht soweit, daß sie nur von Seite seines Wärters einer Minne und der Stimme bedarf. Dieser spricht mit ihm, wie mit einer vernünftigen Person, uud sollte man nach der Eilfertigkeit, womit der Elephant das, was der Cornak von ihm verlangt, ausrichtet, urtheilen, so dürfte wohl der Schluß dahin ausfallen, daß dieses Thier die Sprache des Menschen verstehe. — Der hier in Wien, im Garten Schönbrunn, befindliche Elephant gibt einen Beweis von dieser Behauptung, gegen den man nichts einwenden kann. Sein Cornak befiehlt ihm niederzuknien, dieß oder jenes mit dem Rüssel zu verrichten, und es geschieht.

Auf den Ruf *Diek* antwortet das Thier *Jauer*. Der kleinere Kammerade desselben läßt in seiner Art nicht weniger Talente blicken. — — Den Elephanten zu strafen, und zwar mit Strenge zu strafen, ist es genug, ihm etwas von seinem orientalischen Zierrath, den er dort gewöhnlich trägt, zu nehmen, und ihn des Streichelns und der Liebkosungen zu berauben, woran er gewöhnt ist. Es geschah einmal, daß ein Cornak seinen Elephanten, der stütziger als andere war, mit Schlägen behandelte. Das Thier ward zornig, und tödtete den Cornak auf der Stelle. Auf den Bericht dieser schrecklichen Rache lief die Frau des unglücklichen Indianers hinzu, und gab durch ihr Geschrey und Weinen die äußerste Verzweiflung zu erkennen. Der Elephant war noch ganz wüthend, schnarrte donnernd sein *Jauer* daher, und vermischte es mit einem erschütterenden *Jau*. Die Frau nähert sich demselben, wirft ihre beyden Kinder ihm vor die Füsse, und sagt zu ihm: „Weil du denn meinen Mann getödtet hast, so tödte auch mich; ich übergebe dir mein und meiner

Kinder Leben." Diese Worte schienen auf das Thier Eindruck zu machen; es besänftigte sich augenblicklich, und blieb einige Zeit unbeweglich stehen; nachher aber faßte es, als ob er durch Reue gerührt worden wäre, das größte dieser beyden Kinder mit seinem Rüssel auf, setzte es sanft auf seinen Hals, nahm es zu seinem Cornak an, und wollte nie einen andern leiden.

Ir (beym Affen) vermischt mit uir und uis der höchste Grad des Zorns, der Rachsucht; allein, Dank für etwas, was ihm angenehm ist.

It (beym Fuchs) bey einem Verdruß; unter mehreren — Zank. — Ein Fuchs brachte ein Huhn nach Hause, seine Kammeraden versammelten sich um ihn, und wollten, daß er mit ihnen theile. Der Räuber leistete tapfern Widerstand, behielt das Huhn und verzehrte es. Nun gieng der Zank an, tausend It wechselten mit einander ab, und es dauerte so lange, bis der in der Nähe versteckte Jäger des Dinges überdrüssig ward, und sein gut geladenes Rohr den Zankenden auf den Pelz abschoß.

K.

Ka (bey der Henne) öfter und schnell auf einander, Nachricht vom kommenden Eye.

Kakaka (bey der Henne) ohne alle Pause, Einberufung der Küchlein.

Kakkak (bey der Henne) mit Pausenbeobachtung, Liebessprache mit dem Hahne, ohne Pausen, Warnung für ihre Familie, Bekümmerniß, Sorgfalt, Furcht vor Gefahr.

Ki (beym Hahne) Ruf den Hennen.

Kikirihi (beym Hahn) Witterungsveränderung, Wachsamkeit.

Kikirihui (beym Hahn) Zank mit den Hennen, Neigung zum Streite, Verdruß, Zorn. — Bey großen, streitbaren Hahnen höret man oft dieses Kikirihui; doch sind sie nicht immer die Herzhaftesten. Ein Officier hatte bey seiner Rückkehr aus Indien, vor seiner Einschiffung nach Frankreich, einen sehr schönen, obwohl kleinen Hahn gekauft, dessen muntere Augen und mannhafte Stellung ihm große Hoffnungen von dem Thiere machten. Ein anderer Officier

desselben Schiffs hatte auch einen sehr schönen, aber großen, wohlgewachsenen Hahn von dem besten Ansehen. Sein heldenmäßiges Kikirihui, das er so oft er Brüder erblickte, hören ließ, führte auf die Vermuthung, daß er auch ein stattlicher Kämpfer seyn würde. — Auf einer langen Seereise, wo ein jeder seine Zeit so hinzubringen sucht, als er kann, und wo die Geschäftslosigkeit und Langeweile allgemein sind, wurden diese beyden Hähne in Ansehung ihrer Zusammenhetzung eine interessante Materie zu Gesprächen und Meinungen. In kurzer Zeit waren alle Begierden und Wünsche der Schiffsleute auf dieß sonderbare Gefecht gerichtet; allein der Herr des kleinen Hahns weigerte sich den anhaltenden Bitten nachzugeben, und führte an, wie daß der Wuchs ungleich wäre, also auch die Hähne nicht zum Kampfe zugelassen werden könnten. Doch man drang zu sehr in ihn, und er mußte endlich nachgeben. — Man brachte die beyden Hähne aufs Verdeck. Beym Anblick des Riesen vom Hahne gerieth der kleine Hahn anfangs in Verlegenheit;

das Kikirihui, welches jener ausstieß, frappirte diesen; doch bald faßte er sich, antwortete ebenfalls mit einem obgleich weniger sonanten Kikirihui, wurde zornig und griff zuerst an. Die Lebhaftigkeit vertrat bey ihm die Stelle der Stärke; er beschleunigte seine Anfälle und Stöße zur Rechten und zur Linken mit einer solchen Hitze, daß der große Hahn betäubt beängstigt, außer Fassung gebracht, und gezwungen wurde, stillschweigend die Flucht zu ergreifen, und sich in die See zu stürzen. Der auf ihn erpichte kleine Sieger verdoppelte sein Kikirihui, und setzte sich schon in Bereitschaft, demselben durch Wellen und Fluth zu folgen, wenn die aufmerksamen Zuschauer nicht hinzugesprungen wären, und ihn zurückgehalten hätten.

Knur (beym Hunde) da er frißt, an einem Beine nagt, — Mißgunst, mit *Paf* verbunden, — Zorn.

Kok (beym Hahn) öfter, mit Pausen, Sprache mit der geliebten Henne, schnell nacheinander, ohne Pausen, Lockung, daß sie komme.

Kokokok (beym Hahne) in einem fort, Eifersucht.

Ki (bey der Henne) ganz allein, — Lockung für den Hahn; geschwind nach einander doch mit merklichen Pausen, Ruf für die Küchlein, Ausdruck der Mutterliebe, Warnung; wiederholt und sehr schnell aufeinander folgend, — Gefahr, starcke Besorgniß.

Ki (beym Frosch) rein, Ankündigung schönen Wetters; unter mehreren zugleich, freundschaftliches Gespräch.

Kra (bey der Henne) Oefter nach einander, Ruf den Schwestern, Anzeige von Eßlust; im dumpfen Tone Verdruß, Eiferfucht; im hellen klaren Tone, — Liebkosung.

Kukurku (bey Turteltauben) Liebesversicherung, Schmeicheley, Erzählung.

L

Laff (beym Wolf) allein ausgesprochen, Anzeige, daß er wache, daß noch keine Gefahr vorhanden sey, daß die Brüder ruhig seyn können; öfter nach-

einander, — Gefahr, Zeichen zum Aufbruch.

M.

Mek (beym Bock) Ruf an andere Böcke, Zeichen des Wohlbefindens, Vergnügen, mehrere mek — starkes Verlangen nach etwas.

Miau (bey der Katze) Begierde nach etwas, Bitte; kläglich — Leid, Traurigkeit, Schmerz.

Mr (beym Bock) Unlust, Unwille, Zorn, Eifersucht. — Mehrere mr nach einander, ohne alle Pause; Klage, Schmerz, Hunger.

Mr (bey der Katze) fortgesetzt, Behaglichkeit, Wohlbefinden, Vergnügen.

Mit (bey Kühen) Verlangen, Zärtlichkeit gegen den Stier; im tiefen Tone, Traurigkeit, Leid.

N.

Nr (bey der Ziege) allein für sich Zufriedenheit; mehrere Nr stark, scharf nnd schnell, Zorn. — Die Franzosen erhielten auf dem Fort St. Ludwig eine Heerde Ziegen. Es war auf dem dortigen

Schloße ein schöner Löwe, den man mehrere Jahre durch mit vieler Sorgfalt nährte. Kaum erblickten die Ziegen dieses schreckliche Thier, so nahmen sie auch schweigend die Flucht, ausgenommen eine einzige. Diese sah mit Herzhaftigkeit dem Löwen ins Gesicht, gab eine Reihe scharfer Nr von sich, und griff den Löwen an. Dieser verlor allen Muth und suchte sich durch die Flucht zu retten.

O.

Oe (bey Kühen) Ruf dem Kalbe; stark gedehnt, Uebelbefinden, Schmerz.

Oua (bey Katzen) mehrmalen, zusammenhangend und gedehnt, Nachts, Verlangen nach dem Liebchen; — abgebrochen, Eifersucht. Sonst Ausdruck eines heftigen Schmerzes.

P.

Paf (beym Hunde) für sich allein, Verlangen nach etwas, — Erinnerung für den Herrn. — Sanft und geschwind nach einander, — Freudenbezeugung; scharf mit Beobachtung der Pausen, — Ankündigung eines Fremden, Warnung.

— Mehrere *Paf* mit *Knur* untermischt, Zank, Schimpf. Eine lange Reihe gedehnter *Paf*, große Gefahr.

Pif (beym Hunde) scharf accentuirt, Eifersucht, Indignation.

Ra (beym Pfau) Wohlbefinden, Ruf dem Weibchen. Mehrere Ra gedehnt, starkes Verlangen; kurz, Unwille, Zorn.

S.

Sch (bey Katzen) Neid, Mißgunst, Unwille, Zorn, Eifersucht.

Schak (beym Affen) Behaglichkeit, Wohlbefinden, guter Humor, Liebe.

Schnat (bey Gänsen) Zufriedenheit, Wohlbefinden; bey einer Gans öfter nach einander folgend und etwas anhaltend, Bericht eines Vorfalls, einer Begebenheit von Wichtigkeit, gewöhnlich eines bedenklichen Inhalts. So schnatterte jede Gans für sich im Capitol zu Rom, als die Gallier solches bestürmten. Manlius verstand die Sprache dieser dem Jupiter geweihten Gänse, und vereitelte dem Feinde den Plan, sich der Festung zu bemächtigen. Schnat unter mehreren Gänsen zugleich, mit

mässigen Pausen, Erzählung, Gespräch, Mittheilung über häusliche Angelegenheiten. Schnattern zugleich mehrere Gänse, mit scharfen Accenten, zusammen, — Klatscherey, Tadel, Verläumdung, ohngefähr so, wie in Gesellschaften ungebildeter Weiber mit und ohne Von.

Schr (beym Raben) Begierde zu stehlen, Freude über den Raub. So war in Syrakus ein Rabe, der den Kindern in der Straße aufpaßte, wenn sie mit ihrem Frühstücke durchgiengen. Erblickte er eins, so rief er Schr — Schr, der Knabe sah sich um; der Rabe flog hernieder und nahm demselben das Frühstück aus den Händen, wiederholte seyn Schr — Schr, und verzehrte es.

Sci (bey Mäusen) Warnung vor Gefahr, Witterung der auflauernden Katze.

Si (bey Mäusen) Versicherung, daß die Gefahr vorüber ist; mehrere Si, — Ruf den Schwestern, Gespräch, Unterhaltung.

T.

Ti (beym Fuchs) hell und rein, Anzeige für andere Füchse, daß sie ihre Schlupfwinkel verlassen können. — Meh-

rere Ti nach einander, Freude über die Ausspührung eines Loches, das in den Hühnerstall führt. Im dumpfen Tone; Leid, Schmerz, Krankheit.

U.

Ua (bey Kühen) Anzeige großen Hungers, Bekümmerniß um das abwesende Kalb.

Ua (bey Katzen) hell und gedehnt, Eifersucht, Klage über verschmähten Liebesantrag.

Uir (beym Affen) Ausdruck des Mißvergnügens, Schmerzes, Zorns.

Uis (beym Affen) Eifersucht, Neid und Mißgunst.

Uit (beym Fuchs) allein für sich, Ausdruck des Vergnügens über die glückliche Erfindung oder Ausführung eines listigen Streichs. — Ein Fuchs stand auf einem Steinhaufen, und lauerte auf ein Kanninchen, das er verschiedenemale aus seinem Loche heraus gehen sehen, und wartete mit der größten Ungeduld, daß das Thier zum Vorschein käme. Endlich kam es, *Uit*! schreyt Meister Reineke, und springt darnach; aber un-

glücklicher Weise machte er einen Fehlsprung, das Kanninchen rettete sich, und Reineke ließ mehrere *Uit-Uit* nacheinander im tiefen, dumpfen Tone hören. Er drückte dadurch Unzufriedenheit mit sich selbst aus.

Unk (bey Unken) warme Zeit, gesellschaftliche Unterhaltung.

W.

Waa (bey Katzen) gedehnt, Furcht, Angst.

Wra (bey allen Raubvögeln) Berichterstattung, daß Gelegenheit da ist, einen Stoß zu thun, — Freude, daß da oder dort ein Aaß liege. Bey mehreren im Fluge, Bewillkommung, Unterhaltung.

Z.

Zirp (bey Grillen) mit Intervallen, Ruf zur Liebe, ohne Intervalle, Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage.

*
* *

Wer in der Lage ist, daß er in dieser Hinsicht verschiedene Thiere einzeln und in

Gesellschaft beobachten, mit ihnen Versuche anstellen, und diese Versuche wieder durch andere prüfen kann, der wird gegenwärtiges Wörterbuch verbessern, und bereichern können. Ich wünschte recht sehr, daß mir Naturforscher, beobachtende Thierliebhaber, Jäger, verständige Landleute u. s. w. — denen es hierinnfalls gewiß nicht an Erfahrungen mangelt, ihre Observationen gütigst mittheilen wollten; denn nur auf diese Art bin ich im Stande, aus einem Skelet einen vollkommenen Körper zu bilden.

XI.

Ein Paar Uebersetzungen aus der Thiersprache. — Aus der Sprache der Hunde, der Katzen, Vögel und Hühner. — Ein Gespräch unter mehreren Thieren verschiedener Art.

Ich gerieth auf den Einfall, ob es nicht möglich wäre, eine Art von Uebersetzung aus der Thiersprache zu machen. Unzählige Versuche wurden angestellt, und so lange fortgesetzt, bis ich mich überzeugte, meine Hunde, Katzen, Hühner und

Vögel richtig verstanden zu haben. Von diesen Versuchen will ich einige dem Leser zur Unterhaltung vorlegen. Was das Thier kurz, lang, abgebrochen, hoch, tief, scharf, geschwind, schnell aussprach, bezeichne ich mit folgenden Zeichen:
kurz mit o, lang mit — hoch mit *, tief mit ═, scharf mit II, sanft mit I, geschwind mit ... schnell .·., abgebrochen †. Und nun zu den Versuchen:

Versuch mit Hunden. Ich nahm zween Hunde, die einander fremd waren, sperrte sie in ein Zimmer ein, das ein kleines Fenster nach der Küche hatte. Vor dieses Fenster stellte ich mich, und behorchte die Hunde. Sie waren kaum wenige Minuten beysammen, so berochen sie einander und wurden laut; ich hörte:

Der Pudel.

═ o ═ o o
Knur. Paf. Knur. Paf. Paf.

Laß' mich! Fort von mir! oder ═ Fort, sag' ich.

Der Pommer.

— — I I
Baf. Baf. Baf. Baf.
Laß' uns Freunde seyn!

Der Pudel.

II II II . .:. .:.
Knur paf paf, knur knur.
Der Zorn packt mich, ich zerreisse dich!

Der Pommer.

I I
Baf. Baf.
Sey gut!

Der Pudel.

II II II
Paf. Paf. Paf.
Du bist ein Fremder.

Hier warf ich ein Bein in die Stube; beyde Hunde erschracken und erstummten. Der Pudel unterbrach das Schweigen.

+ Der Pudel.

II

Pif.

Was ist das?

Der Pommer, nach dem Beine schnappend.

II ... .˙.

Knur knur knur.

Du kriegst nichts davon.

Der Pudel.

II .˙. .˙. .˙.

Paf paf paf paf.

Filz, Geizhals, Nimmersatt.

Nun öffnete ich die Thüre des Zimmers, und jagte die Zankenden hinaus.

Ein andermal nahm ich drey Hunde, einen Windhund, einen Spitz, und einen Pudel, der eine Hündinn war, ließ sie im Hofe des Hauses herumlaufen, versteckte mich und brachte, was sie sprachen zu Papier; hier ihre Gespräche.

Der Windhund.

I ... ...

Pafpafpafpaf.

O, es freuet mich, dich zu sehen.

Der Spitz.

— II —
Knur, pif, knur.
Mich nicht, in der That nicht.

Die Hündinn.

I I
Baf, Baf.
Willkommen! Willkommen!

Der Spitz.

II II II
Pif. Pif. Pif.
Brauch keinen Nebenbuhler, fort!

Der Windhund (zur Hündinn).

I * ═
Baf. Paf. Paf.
O, schöne Hündinn, wie lieb' ich dich!

II II ═ .·. .·. o — * II
Pafpafknurpafpaf, knur, knur, paf, pif.
Schuft von einem Hunde, von dannen! Fort vom Liebchen, Taugenichts! (beißt ihn.)

Der Windhund.

— — —

Au, au, au.

O Weh, o Weh, o Weh!

Nun war es Zeit Frieden zu stiften. Ich entfernte den Windhund und die Hündinn, der Pudel blieb allein am Hofe, und ward nach einer Weile laut; er sprach mit Beobachtung von Pausen:

II II II II

Paf! — Paf! — Paf! — Paf!

Ein Fremder ist da, hab' Acht! Ein Fremder!

Ich begab mich eilig auf den Hof herab, und es war einer meiner auswärtigen Freunde, der mich hier zum erstenmale besuchte.

Versuche mit Katzen. Ich sperrte mehrere Katzen auf dem Boden ein, und behorchte sie. Meine Beobachtungen wären folgende:

Eine kleine Katze (an der Thüre.)

—— II ——

Miau, Miau, Miau.

Ich bitte, laß mich hinaus.

Eine alte Katze (an der Thüre.)

— — — —
Waa, Waa, Miau, Miau.
Ich fürchte für mein Kind; gieb uns die Freyheit.

Ein Katter (zum kleinen Kätzchen).

— —I —I
Fiau, Fiau, Fiau.
Liebes Kätzchen, fürchte dich nicht.

Das Kätzchen.

═ ═ * *
Br, Br, fiau, fiau.
Guter Katter! Schöner Katter!

Der Katter.

— I ... .·.
Mr, Mr, Mr, Mr.
Trautes Kätzchen, wie wohl ist mir!

Ein anderer Katter.

—II .·. —II *
Oua, Oua, Oua, Oua.
Ich leide das nicht, 's Kätzchen ist mein.

Beyde Katter.

— II II
Ja, Ja, Ja.
— — —
Oua, Oua, Oua.

Du bist des Todes, ich ergrimme
Mein ist's Kätzchen, mein!

Das Kätzchen.

— I I — == — ==
Miau, Fiau, Miau, Miau.

Vertragt euch; ich bitte, daß ja meinetwegen kein Blut vergossen werde.

Versuche mit Vögeln. Ich saß in einen Gestrippe, wo ich wußte, daß mehrere Vögel sich einzufinden pflegen, wo mehrere nisteten. Da ich mich bloß in der Absicht in das Dickicht begeben hatte, um aus der Vögelsprache zu übersetzen, so strengte ich, wie man mir's wohl ohne Versicherung glauben wird, meine Aufmerksamkeit doppelt an, und war so glücklich, mir Nachstehendes aufzeichnen zu können.

Ein Finke.

— ooo — II II ....˙. — oo●
Fi. fififi. Fi. fisfis. Fisfis. Fi. fififi.

✝ ✝
Fik. — Fik.

Wie froh bin ich des Lebens! Wo nun mein Liebchen weilt? Sie macht mein Erdenglück. — Doch, welche Gefahr! Ein Raubvogel, ein Feind meines Geschlechts nähert sich!

Mehrere Singvögel zugleich.

... ...
Fit. Fit. Fit. Fit.

Rettet euch! Es drohet uns Gefahr!

Ein Zeisig.

I I I I
Fi. Fi. Fi. Fi.

Wie übel ich mich befinde! Sie nähert, die Stunde des Todes.

Ich untersuchte, und fand den, mit Beobachtung lang anhaltender Intervalle, sein Fi sehr matt aussprechenden Vogel wirklich so kraftlos, daß ich ihn mit den Händen haschen konnte.

Versuche mit Hühnern. Ich besuchte geflissentlich einen Landmann, der vieles Flügelvieh in seiner Wirthschaft unterhielt, blieb einige Tage bey ihm, und machte den Beobachter auf seinem Hofe. Hier ist, was ich gelernt habe.

Der Haushahn.

— — —
Ki. Ki. Ki.
Kommt! Kommt!

Die Hühner.

o o o
Kak. Kak. Kak.
Wir kommen! Wir kommen!

Ein fremder Hahn.

*** ***
Kikiri. Kikiri.
Zu mir! Zu mir!

Der Haushahn.

—oo— —oo—
Kikirihui Kikirihui.
Wage dich nicht! Bestehe einen Kampf mit mir.

Eine Henne.

I * I
Kok. Kok. Kok.

Beruhige dich! Sey gut, lieber Haushahn.

Der fremde Hahn.

═ ═ ═
Kokokok.

Ich werde rasend! Die Eifersucht ergreift mich!

Eine zweyte Henne.

o o o
Kr. Kr. Kr.

Unvergleichlicher Hahn! Wer kann dir widerstehen?

Eine Bruthenne.

— — — o o
Kr. Kr. Kr. Kok. Kok.

Kommt Kinder! Kommt unter meine Flügel!

— — —
Kra. Kra. Kra.

Wie froh ich bin, daß ihr da seyd, ihr Lieben!

Ein Gespräch unter Thieren verschiedener Art. Es war bey demselbigen Landmanne, daß ich Gelegenheit hatte, in einem seiner Gärten, Thiere verschiedener Art, die durch öftern Umgang einander verstehen lernten, zu behorchen. Was ich konnte, zeichnete ich mir auf.

Eine Katze, (unter einem Baume liegend).

— — — * — * — — —
Oua. Miau. Miau. Oua. Eh.

Ein Pudel.

II o — o
Pif. Paf. Knur. Paf.

Ein Pommer, (gehet am Pudel vorbey).

o
Baf.

Der Pudel.

o
Baf.

Ein Finke, (am Baume sitzend.)

o o o o o
Fisfisfis. — Fit. Fit.

Die Katze.

II II
Sch. Sch.

Mehrere Frösche.

— — —
Kr. Kr. Kr.

Der Pommer, (zum Pudel).

— — —
Bau, Bau, Bau.

Der Pudel.

o o o
Pif. Pif. Pif.

Hier die Uebersetzung.

Die Katze. Welch ein Schmerz! Hülfe! Hülfe! Ich vergehe.

Der Pudel. Recht so, abscheuliches Thier.

Der Pommer. Guten Tag, Bruder!

Der Pudel. Guten Tag! Dank für den Gruß.

Der Finke. Froh bin ich! Froh bin ich! — Was giebt's da?

Die Katze. O, wenn ich dich haschen könnte!

Die Frösche. Wird Morgen schön Wetter geben.

Der Pommer. Komm! es ist ein Fremder im Hause.

Der Pudel. Will denen da im Wasser das Spiel verderben. Ihr Geschrey ärgert mich. Sollst deinen Spaß sehen. (Springt in's Wasser.)

Aber er sprang mit einem Beller und Getösse, daß der Finke am Baume davon flog, die Katze sich fortmachte, die Frösche erstummten, und das Gespräch zu meinem Verdruße ein Ende nahm.

XII.

Die Thiere verstehen auch die Sprache des Menschen. Beyspiele.

Thiere, die häufig mit Menschen umgehen, merken sich ihre Töne, ihre Sylben, ihre Wörter und Ausdrücke. Dieß kann durch unzählige Beyspiele erwiesen werden; hier deren einige:

„Vor einiger Zeit besuchte ich einen Freund auf seinem Landgute, — erzählte mir ein sehr geschickter junger Mann, — bey welchem ich einige Wochen zuzubringen gedachte, und nahm deßhalb meine Pandekten zum Repetiren mit. Die Behausung meines Wirthes war zu eng, mich zu fassen; er hatte eine zahlreiche Familie und viele Hausleute. Er wies mir also ein ihm gehöriges, von seinem Hause einige tausend Schritte entlegenes Gartengebäude zum Logis an. Den Tag brachte ich bey der Familie des Freundes zu, und Abends begab ich mich in meine Einsiedeley, die in einem kleinen Thale, ringsum von ehrwürdigen Eichen umgeben, lag, unter deren Schatten einige Monumente für verstorbene Freunde errichtet waren, und unter deren Wurzeln ein reissender Felsbach stürmisch hinrauschte. — Eines Abends gieng ich, wie gewöhnlich, um 10 Uhr Nachts nach Hause, und da ich noch keinen Schlaf spürte, setzte ich mich über meine Pandekte, und studirte recht in philosophischer Ruhe. Es schlug eilf, es schlug zwölf Uhr, und ich saß noch munter bey meiner künftigen Brodquelle. Plötzlich aber

werde ich durch ein leises Klopfen gestört, dem ein banges Stöhnen folgte. Ich stutze. — Bloße Täuschung, denke ich, und fuhr fort, meinen angefangenen Titel zu enden. Doch das Klopfen wird stärker, und das ängstliche Wimmern vernehmlicher. Ich sehe aus dem Fenster, ob jemand an der Thüre sey: allein ich erblicke keinen Menschen. Der Nordwind heult fürchterlich durch die dickbelaubten Eichen; ein kalter Regen rauscht in das finstere Thal, und der hoch angeschwollene Bach windet sich mit plätscherenden Wogen durch sein enges Beet. — Ich trete zurück vom Fenster, und schließe es sorgfältig zu. — Das Klopfen läßt sich öfter hören, und das Winseln hebt wieder an; es glich dem Aechzen eines Sterbenden. Ich horche hoch auf, und werde gewahr, daß es nicht außer dem Hause, sondern in demselben ist. Jetzt war die höchste Zeit, die Sache zu untersuchen. In der einen Hand mein Licht, in der andern den Degen, öffne ich, — ich gestehe es, — mit einer Art vom zagenden Zittern, die Stubenthüre, und frage: Wer da? „Alles ist still, alles todt; keine Antwort, kein Pochen,

kein Gewinsel mehr." Wer da? „rufe ich noch einmal, aber ich rufe vergebens. — Das Ding hat weniger Herz, als du, sagte ich zu mir, und stoße noch ein drittes tapferes W e r d a? heraus; aber kein Laut, keine Antwort auf meine Frage. — Jetzt verschloß ich meine Thüre, und durchsuchte jeden Winkel des Hauses. Auf einmal hörte ich das Pochen wieder, und das Gewinsel schien mir nahe zu seyn. Mehr wild, als beherzt, gehe ich auf ein Ecke zu, woher das Phaenomen mich zu foppen schien: aber mitten in meinem Heldenschritt werde ich aufgehalten. Ein Etwas packt meinen Rockzipfel von hinten, so daß ich nicht wanken noch weichen konnte. Mit einer ungestümen Heftigkeit ziehe ich meinen Degen, und fühle, daß er einen körperlichen Gegenstand hinter mir durchbohrte. Da erwachten plötzlich alle menschlichen Gefühle wieder in mir, und der Gedanke, Blut vergossen, oder wohl gar gemordet zu haben, fiel zentnerschwer auf mein Herz. — Halb schüchtern drehe ich mich um, um das verwundete oder gemordete — Etwas zu sehen. Aber so wie ich mich umdrehte, gieng auch der Degen,

den ich nicht wieder zurückgezogen hatte, hinter mir, mit mir herum. Endlich entdeckte ich, daß das, worein ich stach, mein eigener Oberrock gewesen. Ich stand wie bezaubert da, und wurde aus meinem Staunen durch ein abermaliges Klopfen gerissen, welches ich mir nun auch mit leichter Mühe erklärte. Eine kleine Ofenthüre, die der Wind auf- und zutrieb, stieß, je nachdem der Wind stark oder schwach war, leise oder stark an ihren Falzhaken, und verursachte das Pochen; und da sie nicht eingeschmiert war, knarrte sie, und bewirkte das mir so fürchterliche Winseln. Die Mordgeschichte meines Oberrocks entwickelte sich mir auch leicht; denn als ich vor der Thüre vorbey gieng, schlug durch Zufall ein Zipfel des Rockes zwischen dieselbe; der Wind zog die Thüre fest an, und klemmte mich ein. — So erklärte ich mir alles, und that wirklich stolz auf meine Philosophie. Da jetzt vollends kein Schlaf sich anmeldete, setzte ich mich ruhig wieder an meinen Tisch hin, und las. Kaum hatte ich einige Blätter gelesen, so ließ sich das vorige Gewinsel abermals hören, aber viel ängstlicher; es tönte, wie vor, vom

der Ofenthüre her. „Warte, sprach ich; will dich schon schweigen machen." Mit diesen Worten stand ich vom Tische auf, und näherte mich dem Ofen. *Au*, *Au* ertönte es in demselben. „Wer bist du"? riefe ich im fragenden Tone *Au*, *Au*; *Eh*, *Eh*, war die Antwort. Ich nehme das Licht, öffne das Ofenloch, und — welch' ein Anblick: Ein Pudel wartet im Ofen auf. Ich will ihn heraustreiben, er bleibt fest stehen, schreyt *Au*, *Au*, und ich werde gewahr, daß er so eben junge geworfen hatte, und große Schmerzen litt, die er auf diese Art ausdrückte, und so meine Frage, „Wer bist du?" zu beantworten sich bestrebte. Ich half dem Thiere so gut ich konnte. — Die Hündinn war mir sehr geneigt. Im Hause meines Freundes wurde sie nicht geachtet. Sie nahm also ihre Zuflucht zu mir, und mußte sich des Morgens, eh' ich ausgieng, in das Zimmer unvermerkt geschlichen, und bey Herannahung der Schmerzen sich in den Ofen verkrochen haben. Wahrscheinlich hätte sie mir schon auf mein erstes: „Wer da? „geantwortet, wenn es ihre Kräfte zugelassen hätten; sie that es jetzt, da sie

schon größtentheils ihrer Bürde entlediget war. Meine obige philosophische Erklärung war mithin nur zum Theil richtig."

Ein Herr gehet einst mit seinem Hunde über Land, und verliert von seinem Stocke den elfenbeinenen Knopf. Lange wird er es nicht inne. Doch jetzt bemerkt er den Verlust. „Sieh, Figaro, sagt er zu seinem Hunde, hier habe ich den Knopf vom Stocke verloren; halte dich brav, suche das Verlorne." Der Hund siehet seinen Herrn und den Stock an, läuft fort, und bringt gar bald den Knopf ganz mit Erde überzogen. Wie der Herr den Knopf an den Stock passen will, siehet er, daß noch ein kleines silbernes Ringlein, welches gleich unter dem Knopfe saß, fehlt, und von neuem zeiget er dem Hunde den Stock, deutet mit dem Finger auf die Stelle, die vordem der Ring eingenommen hatte, und redet ihm, wie billig, noch freundlicher zu. Genau nimmt jetzt Figaro den Stock in Augenschein, läuft fort, und bringt in kurzer Zeit auch den Ring zurück.

Ein Indianer von der Völkerschaft der Menomonier machte eine Klapperschlange so zahm, daß er sie in einer

Schachtel überall bey sich trug. Verschiedene Sommer hatte er sich schon mit dieser Schlange herumgetragen, und nun traf ihn ein Kaufmann, der ihn kannte, auf dem Platze an, wo er eben auf die Winterjagd gehen wollte. Er wunderte sich nicht wenig, als er den Indianer die Schachtel mit der Schlange niedersetzen, und den Deckel aufmachen sahe, um ihr die Freyheit zu geben. Er that es wirklich, ließ die Schlange kriechen, befahl ihr aber wieder zu kommen, und zwar im folgenden May sollte sie sich wieder an diesem und keinem andern Orte einstellen. Da es damals Oktober war, so lachte der Kaufmann über des Indianers Einfalt, und sagte, die Schlange würde der Narr nicht seyn, daß sie käme; daß er nicht gescheid sey, mit dem Thiere so zu sprechen; da es ihn doch nicht verstünde. Der Indianer versicherte den Kaufmann, die Schlange würde zur bestimmten Zeit wieder kommen, sie hätte den ihr ertheilten Befehl genau verstanden, und wettete acht Maaß Rum. Der Kaufmann gieng die Wette ein. Als der May herankam, verfügten sich der Kaufmann und der Indiä-

ner nach demselbigen Orte, wo die Schlange im Oktober aus der Schachtel gekrochen war, und die Befehle ihres Herrn vernommen hatte. Der Indianer setzte seine Schachtel auf die Erde, und rief die Schlange. Sie kam nicht. „Die Wette ist verloren" sagte der Kaufmann. „Ich zahle sie doppelt, wenn die Schlange nicht binnen zween Tagen kommt" antwortete der Indianer. Der Kaufmann war es zufrieden. Den zweyten Tag um ein Uhr fand sich die Schlange richtig ein, und kroch von selbst wieder in ihre Schachtel.

Ein Krämer hatte einen Hund, der ihn allenthalben hin begleitete, und sich vollkommen als Bedienter brauchen ließ. Es geschah oft, daß der Krämer zu wenig Geld in der Tasche hatte. Er rief dem Hunde, und befahl ihm, zur Frau nach Hause zu laufen, und von derselben 2 Thaler zu fordern; der Hund eilte, kam an, bellte zweymal; oder so vielmal, als viele Stücke er zu bringen hatte. Die Frau verstand die Sprache des Hundes, und schickte ihrem Manne das Verlangte. Man sah ihn öfter vor der Fleischbank stehen, wo er durch abgesetzte Beller zu verstehen gab,

wie viel Pfund Fleisch er wolle. War es Rindfleisch, was er bringen sollte, so gieng er an den Ort, wo solches lag, war es Kalb- oder anderes Fleisch, so stellte er sich dahin, wo jede Fleischgattung ausgelegt war, und bellte. — Die Befehle, die er erhielt, faßte er immer mit großer Aufmerksamkeit auf, und nur äusserst selten hatte er sich geirrt.

XIII.

Besondere Erfahrungen des Verfassers über die Sprache der Thiere.

Ich kannte einen Jäger, der einige Füchse in seinem Hause unterhielt. Viele Stunden brachte ich bey den Manne zu, und lernte von ihm manche Eigenschaft der Thiere kennen, die man vergebens in Büchern suchen würde. Als ich ihn einst in dieser Absicht besuchte, fand ich ihn nicht; er war ausgegangen, einige Hasen zu schießen. Man versicherte mich, er würde bald wieder kommen, und ich beschloß, ihn zu erwarten. Versehen mit einem Buche, setzte ich mich unter einem Baume nieder, der auf dem Hofe stand, und vielen Schat-

ten gab. Nicht weit vom Baume war der Stall, worinn der Jäger seine Füchse eingesperrt hielt. Ich wollte eben in meinem Buche lesen, als die Füchse ein ziemlich lautes Gespräch anfiengen. Willst die Sprechenden behorchen, dachte ich mir, und steckte das Buch in die Tasche, schlich mich näher an den Stall, und spitzte meine Ohren. — Die Töne, welche die Füchse hören ließen, folgten schnell und hastig auf einander, waren undeutlich für mich; am vernehmlichsten war mir die Sylbe Ti, die besonders ein Fuchs unzähligemale wiederholte. So dauerte es eine gute Weile fort. Endlich wurden sie sanfter, und eine gewisse Harmonie herrschte unter denselben.

Was mögen wohl die Füchse jetzt miteinander gesprochen haben? fragte ich mich selbst. Wär' es nicht möglich, den Inhalt ihrer Unterredung zu errathen? Er ist sicher von der Art, daß sich diese Thiere darüber freuen können. — Dieß waren meine Gedanken, die ich mir vornahm, weiter zu verfolgen. Hier ist das Resultat meines Nachdenkens.

Schnell, undeutlich und hastig waren die Töne der Füchse, besonders des einen, der die Sylbe *Ti* so oft wiederholte. Wahrscheinlich hat dieser seinen Kammeraden eine frohe Entdeckung bekannt gemacht. Sie muß den Thieren sehr angenehm gewesen seyn; denn es nahmen alle lebhaften Antheil daran, alle drückten mit Schnelligkeit, und in hellen Tönen ihre Empfindungen aus. Und was kann wohl einem gefangenen Fuchse angenehmer seyn, als Freyheit? der geschwätzigste Fuchs hat also, aller Vermuthung nach, ein Loch im Stalle entdeckt, oder war so glücklich, selbst eines zu machen, und gab nun den Bericht hiervon seinen Brüdern, die nicht umhin konnten, in laute Freude darüber auszubrechen, und sich sogleich über den Plan ihrer Flucht zu besprechen, welches die, nachdem der erste Taumel der Freude vorüber war, sanfter und harmonischer gewordenen Töne zu bestätigen schienen.

So weit war ich in meiner Interpretation der Fuchssprache gekommen, als der Jäger mit einem halben Duzend Hasen beladen, in den Hof trat, und mich bewillkommte.

„Wie haben Sie sich unterhalten?“ fragte er. Ich blieb heute etwas lange aus, und bedauere, daß ich Ihnen nicht Gesellschaft geben konnte. Doch ich sehe, sie hatten nicht Langeweile; bey einem guten Buche vergehet die Zeit nur zu geschwind. Wollen wir nicht auf die Stube?“

„Gerne, lieber Mann, doch bevor untersuchen sie den Stall ihrer Füchse.“

„Warum das? der Stall ist neu und wohl verwahrt.“

Vielleicht doch nicht so gut als Sie glauben. Ihre Füchse, Freund, wollen davon gehen.“

„Werdens wohl bleiben lassen; Kann keine Maus weder in noch aus dem Stall, geschweige denn die Füchse.“

„Ich weiß es gewiß; die Füchse gehen davon.“

„Wer hat es Ihnen denn gesagt, daß sie es so gewiß wissen wollen?“

„Wer? die Füchse selbst; ich habe es aus ihrem eigenen Munde. Einer derselben hat seinen Kammeraden berichtet, daß eine Oeffnung vorhanden sey, und die Kammeraden nehmen den angenehmen Bericht mit Freuden auf.

„Herr, alle Achtung für Ihre Philosophie, aber dießmal, verzeihen Sie, Freund, dießmal hinkt die Dame ein bischen.“

„Sie glauben also nicht, daß die Füchse geredet, und ich sie verstanden habe?

Hahaha! die Füchse reden!

„Sagt Ihnen Ihr guter Hund da nicht Manches? verstehen Sie ihn nicht?“

„Ja, das ist ganz was anderes; der Hund ist abgerichtet, er verstehet das Windwerk, aber die Füchse.“ —

„Sprechen die Sprache der Natur.“

Der Jäger lachte, nahm mich bey der Hand, führte mich auf seine Stube, setzte eine Flasche Wein und kalten Braten auf den Tisch, und erzählte mir seine heutigen Avanturen im Walde mit dem Hasenvolke. Wir ließen es uns gut schmecken, und vergaßen der Füchse ganz. Schon schien der Mond am Himmel, und ich hob mich, um zur gehörigen Zeit nach Hause zu kommen. Der Jäger begleitet mich bis zur Hausthüre. Ein Jägerjunge kommt keuchend gelaufen, und ruft ganz ängstlich: „Herr, die Füchse sind entlaufen, der Stall ist leer, es ist keine Spur von ihnen zu sehen!“ — — Wir eilten nach dem Stalle, untersuch-

ten denselben genau, und fanden, daß hinten ein Bret sich aus seiner Vernaglung gerissen hatte. — Der Jäger war sehr mißvergnügt hierüber, und glaubte nun, daß ich die Füchse verstanden habe.

Mein Freund und ich giengen eines Tages über Land spazieren. Ein Hund begegnet uns auf der Strasse, der schnell fortläuft, einsylbig und im tiefen Tone nacheinander fortbellt.

„Was mag dem Hunde fehlen?" frägt mein Freund.

„Geduld, antworte ich, lassen Sie mich etwas aufmerksamer auf die Töne des Hundes seyn; vielleicht erfahre ich von ihm, was ihn so klagen macht."

Die einsylbigen, tiefklagenden Töne dauern fort, und ich bemerke, daß das Thier eine Hündinn ist.

„Freund, unterbreche ich jetzt unser Stillschweigen, die Hündinn ist Mutter; man hat ihr ihre Jungen genommen; sie trauert darüber, sie drückt ihren Schmerz aus, daß sie ihr Theuerstes verlor. — Wollen wir nicht dem Hunde nach?"

Mein Gefährte war es zufrieden. Wir verdoppelten unsere Schritte, und kamen

bald an das Haus, in welches der Hund gelaufen war. Ein Bauer trat eben heraus und prügelte den armen Hund davon.

„Was hat euch das Thier gethan, mein guter Mann?“ fragte ich den Bauer.

„Ey was gethan! erwiederte dieser. Die Bestie hat dort in jenem Dorfe beym Gevatter Jakob Junge. Heute früh gab mir Jakob die Hunde, und schon ist heute zum zweytenmale das Vieh da. Darum, Herr, setzt es Prügel.“

Ich wurde zu einer Landfrau, die eine ansehnliche Wirthschaft hatte, geladen. Mit Freuden nahm ich die Einladung an, und verfügte mich zu meiner Freundinn auf ihre artige Villa. Sie besaß eine unvergleichliche Hühnerzucht. Die schönsten, die seltensten Hühner fand man bey ihr, und ihre stattlichen Hähne waren weit und und breit berühmt. Ich ergötzte mich an dem Anblicke dieser Thiere, und sah mit Vergnügen des Morgens und Abends zu, wann das Völklein zusammenkam, und sein Futter aus den Händen meiner Wirthinn erhielt. Unter den Hähnen gab es einen, der sein kik und kok äußerst schneidend, durchdringend, rasch aufeinander folgend, höchst

unharmonisch, und dabey lang anhaltend daher kikte und kokte. Diese Töne waren mir auffallend. Ich beobachtete den Hahn genau, und entdeckte, daß er nur dazumal sich auf diese Art ausdrückte, wann ein anderer Hahn mit einer Straubhenne sich unterhielt, ihr nachfolgte, wo sie hingieng, und solche zum Futter rief. Und gerade dieser Hahn war einer der schönsten. Da er des Tages unzähligemal jene schneidenden und durchdringenden Töne ausstieß, und oft ungemein lange damit anhielt, so entkräftete er sich auch merklich. Er aß nichts, that traurig; seine Federn waren in Unordnung. Die Mägde versicherten der Frau vom Hause, der Hahn müße krank seyn, und quacksalberten nach eingeführtem Gebrauche. Es half alles nichts: mit dem schönen Hahue wollte es nicht besser werden. Meine Freundinn war schon besorgt, und klagte mir ihre Noth. „Fürchten Sie nichts; sagte ich, dem Hahne soll bald geholfen werden; entfernen sie nur jenen dort, der der Straubhenne nachläuft.“ „Warum das? „fragte die Frau.“ Unser schöner Hahn ist eifersüchtig, versetzte ich, und dieser da ist sein Nebenbuhler, der ihm

in's Gehege geht. Die Straubhenne ist seine Favoritinn." — Die Frau lächelte, und folgte meinem Rathe. Der Nebenbuhler des schönen Hahns ward entfernt, und der letztere beruhigte sich. Seine schneidenden Töne schwiegen; sanft und harmonisch unterhielt er sich mit der Geliebten, und prangte in wenigen Tagen wieder mit aller Hahnenpracht auf dem Hofe.

Ich machte noch mehrere Erfahrungen auf diesem Landgütchen, und überzeugte die Eigenthümerinn und ihre Freunde augenscheinlich von der Sprache der Thiere. Ihre Vögel sagten mir, wann man vergessen hatte, ihnen zu rechter Zeit ihr Futter zu reichen. Der Zimmerhund sagte mir, wann ihn das Mädchen, welches ihm unhold war, mißhandelte, u. s. w. Man nannte mich scherzweise den Thiersprachmeister, und die Leutchens im Hause konnten nicht begreifen, wie das seyn könnte, daß ich die Thiere verstünde.

XIV.

Besondere fremde Erfahrungen über die Sprache der Thiere.

Nach dem Berichte der römischen Geschichtschreiber, soll sich bey Gelegenheit, als Lucius Tarquinius Priskus, nachmaliger römischer König, mit Tanaquil, seiner Gemahlinn, sich zum erstenmale den Thoren dieser Stadt näherte, ein Adler majestätisch aus den Wolken herabgelassen, dem Tarquinius den Hut vom Kopfe genommen, und unter einem bedeutenden Geschreye, und nach vielen Hin- und Herfliegen, ihm denselben wieder aufgesetzt haben. Die Auguren versicherten, daß der Adler deutlich die große Erhöhung dieses Mannes, der der Sohn eines korinthischen Kaufmanns war, vorhergesagt hatte.*) Wenn man auch dieses Vorhersagen mit Grunde bezweifelt, so

*) Siehe: Meine Biographien der merkwürdigsten Römer und Römerinnen, unter der Aufschrift: Tanaquil. S. 37.

kann man dennoch so viel zugeben, der Adler habe gewisse Empfindungen, die er bey dem Wegnehmen des Hutes hatte, ausdrücken wollen. Wahrscheinlich befand sich etwas Glänzendes auf demselben. Dieß gefiel dem Adler, dieß bewog ihn, den Hut dem Tarquinius vom Kopfe wegzunehmen, dieß veranlaßte ihn, seine Freude durch laute Töne zu verkündigen, und der Thierwelt zu sagen, daß er etwas gefunden habe, was ihm großes Vergnügen macht.

Fuhrmann führt in seinem alt- und neuen Oesterreich, 2. Band, S. 532 aus der Lebensgeschichte des Kaisers Leopold I. an, daß bey der Schlacht in der Gegend von Zenta, 1697 ein Adler, mit einem bedeutenden Geschreye, vor der kaiserlichen Armee herumgeflogen sey. — Wenn das Faktum wahr ist, so glaube ich gerne, daß dieser Vogel seine Verwunderung über die Kriegsschaaren und den Donner des Geschützes, mit unter auch seine Angst und Furcht, habe an den Tag legen wollen.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir von einem Staar, den man in der Aus-

sprache verschiedener Wörter geübt hatte, folgende Geschichte. Der Vogel war der Pflege eines Kammermädchens anvertraut, und hatte, bey Abwesenheit der Herrschaft, sein Häuschen auf der Stube desselben. Die Zofe bekam oft verschiedene männliche Besuche, und erlaubte den besuchenden Freunden zuweilen ein Küßchen. Der Vogel sah es, und wie die Herrschaft nach Hause kam, plapperte er es auch aus; denn unglücklicher Weise hatte man ihm die Wörter Kammerjungfer, Kuß, Herr beygebracht; so wie er auch, unter mehreren, mancherley weibliche Verrichtungen zu benennen wußte. Das verdroß die Demoiselle, und sie faßte den Entschluß, sich an dem kleinen Verräther zu rächen. — Bey der nächsten Abwesenheit der Gräfinn nahm sie den Staar, und nähete ihm das Gefieder über dem After zusammen, so, daß der arme Vogel sein natürliches Bedürfniß nicht befriedigen konnte. Die Gräfinn kommt nach Hause. Der Staar thut sehr traurig, noch trauriger den Morgen darauf. „Was ist dem Vogel?“ frägt die Gräfinn; niemand will was wissen. Mit

schwa-

schwacher Stimme erklärt sich der Staar endlich selbst: Kammerjungfer genäht, Kammerjungfer genäht, sind seine Worte. Man untersucht ihn, und findet, daß der After vernähet ist.

Im Jahre 1718. war ein Papierhändler von Marseille nach Toulon gegangen, Papier einzukaufen, und ward auf seiner Rückkehr in dem Holze zu Loginou, das zwischen diesen beyden Städten liegt, ermordet. Unerachtet der Nachforschungen, die der Sohn und die Wittwe desselben thun ließen, gaben sie doch endlich die Hoffnung auf, seinen Tod zu rächen, und dachten sogar nicht einmal mehr daran, den Urheber ihres Unglücks zu entdecken, bis der Sohn eines Tages von ohngefähr in ein Ballhaus trat, wo verschiedene Personen versammelt waren, sich mit dem Ballspiele zu erlustigen, oder andere spielen zu sehen. Der Hund des Ermordeten war mit dem Sohne desselben dahin gegangen. Lange hielt sich das Thier stille; doch mit einemmale sprang es auf, und läuft bellend auf einen von denen los, die die Raquette regierten. Das Bellen des Hundes ist außerordentlich stark. Man

wird aufmerksam, man drängt sich herbey; der Hund hält seinen Mann fest beym Rocke. Man ziehet ihn, man will ihn wegreissen; aber alles umsonst; der Hund scheint unempfindlich zu seyn, und verdoppelt seine Wuth. Der Herr des Hundes tritt selbst hinzu, und suchet ihn von der Seite des Ballspielers zu bringen. Es gelingt ihm mit schwerer Mühe. Doch das Bellen des Thieres dauert fort, dauert noch dann fort, als sich der Spieler entfernt hatte. Mit dem Bellen war auch ein Geheule, im Winseln waren die schärfsten Accente verbunden. — Ein Kaufmann, der dieses Schauspiel mit ansahe, sagte hierauf leise zu dem Sohne des Papierhändlers: "Hatte ihr Vater den Hund mit, wie er die unglückliche Reise that, die ihm das Leben kostete?„ "Ja, „antwortete dieser, der Hund kam sogar nach Hause, ehe wir von dem Unglücke, das ihm zugestossen war, das geringste wußten.„ Während dieser geheimen Unterredung hielt er immer den Hund am Halsbande fest, dieser bellte, heulte und winselte unausgesetzt fort, und wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen. "Die Sache ist mir verdächtig; sagte der Kaufmann, sie bringt

mich auf einen Gedanken, den ich Ihnen hier nicht mittheilen kann. Lassen sie uns hinausgehen;„ Beyde verließen das Ballhaus, und befanden sich kaum auf der Straße, als sich der Hund aus der Hand seines Herrn arbeitete, und mit einem wüthenden Gebelle, den Ballspieler, der sich noch in der Gegend verspätet hatte, erkannte und anfiel. Der Sohn des Papierhändlers band ein Gespräch mit ihm an, indeß der Kaufmann zum Richter lief, und den Vorfall und den Mord anzeigte. Ein Commissair ward abgeschickt, und der Ballspieler mußte sich bequemen, vor der Obrigkeit zu erscheinen. Der Hund folgte ihm auf dem Fuße nach, bellte, heulte und winselte noch in Gegenwart des Richters. Man machte einige Fragen an den Menschen, und es entdeckte sich, daß er der Mörder war. Klagte ihn der Hund nicht in seiner Sprache an?

In einer Stadt in Westpreußen lebte vor einigen Jahren eine alte und fromme Frau, die keinen Tag vorbey ließ, ohne nicht in die Frühmesse zu gehen. Im Winter mußte sie öfter des Morgens in der Dunkelheit mit einer Laterne den Weg das

hin machen. An einem solchen Wintermorgen wachte sie auf, hörte das gewöhnliche Meßglöckchen läuten, zog sich an, nahm ihre Laterne, und gieng ihren gewöhnlichen Gang zur Marienkirche. Sie sah die Kirche, wie immer, schon erleuchtet, fand aber, als sie hineintrat, noch alle Bänke und Stühle leer; auch kam ihr das Licht in der Kirche nur wie eine Dämmerung vor, und sie konnte gar nicht gewahr werden, wo es eigentlich herkäme; denn auf den Arm- und Kronleuchtern umher, waren die Lichter nicht angezündet. Plötzlich höret sie in den Kreuzgängen um die Kirche ein dumpfes Geräusche. Sie sah auf, und erblickte durch die große Halle, die in dem hintersten Kreuzgange zu einem verschlossenen Kirchhofe führte, eine Menge weißer Gestalten. Sie wollte eben aufspringen, um davon zu laufen, als sie sich schnell von allen diesen Gestalten umringt fühlte. Es waren Personen männlichen und weiblichen Geschlechts; Greise, alte Mütterchen, Jünglinge, und junge Mädchen, alle mit eingefallenen Gesichtern und todtenblaß; einige bloß in weiße Lacken gehüllt, andere in schönen mit Gold und Silber besetzten

Kleidern, sehr viele in einer Tracht, die vor hundert oder fünfzig Jahren Mode gewesen seyn mochte. Alle diese menschlichen Figuren setzten sich auf die ledigen Bänke und Stühle in der Kirche, zogen Betbücher aus der Tasche heraus, beteten und sangen. Auch auf die Bank, wo unsere fromme Frau saß, hatten sich einige dieser Gestalten gesetzt, und diß waren gewisse schon verstorbene Personen, die vor Zeiten ihren Kirchensitz hier gehabt hatten; als solche erkannte sie die gute Frau, von welcher die Rede ist. — Diese befand sich indeß in der größten Todesangst, versuchte noch einmal fortzugehen, wurde aber von den Gestalten umher bedroht, und genöthigt, zu bleiben. Auf einmal fiengen alle Lippen der versammelten Gemeine sich zu bewegen an; aber die Töne, welche sie hervorbrachten, waren nicht sowohl ein Gesang, als ein dumpfes Rauschen, oft mit einem schwachen Heulen, oft mit einem Röcheln, das dem Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich war, untermischt. Endlich trat eine Gestalt, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem der verstorbenen Prediger dieser Kirche hatte, auf die Kanzel. Alles wurde

stille. Die Gestalt auf der Kanzel bewegte die Augen, die Lippen, die Arme, aber sie gab keinen Ton von sich. Nach einer guten Weile verschwand der Prediger, und die anderen Gestalten erhoben sich plötzlich von ihren Stühlen und rauschten, wie vom Winde emporgehoben, in die tiefen Gewölbe des Kreuzganges zurück.

Jetzt erst kam das geängstete Mütterchen wieder zu Kräften, und machte sich mit Zittern und Beben zur Kirche hinaus. Es war noch tiefe Nacht, und die Glocke schlug zwey. Die fromme Frau verrichtete in der Angst ihres Herzens noch viele Gebete, verbannte Teufel und Gespenster, legte sich wegen großer Entkräftung zu Bette, und schlief, eben auch wegen großer Entkräftung, ohne alle bängliche Phantasie und Träume bis an den hellen Tag. Jetzt erst erkannte sie das ganze Schreckliche ihrer Begebenheit in der verflossenen Nacht, fastete den ganzen Tag, sang und betete, sagte aber keinem Menschen ein Wort von allem, was sie gesehen und gehört hatte. In der folgenden Nacht erwachte sie wieder, hörte wieder das Meßglöckchen läuten, sah zum Fenster hinaus, ob es wohl

schon um die Zeit der Frühmesse seyn möchte, und gieng, ob es ihr gleich noch früh schien, von einem unwiderstehlichen Triebe, von dem sie sich selbst keine Gründe anzugeben wußte, — gezwungen, wieder nach der Marienkirche hin. Es begegnete ihr alles gerade so, wie die Nacht zuvor. Sie kam indeß auch glücklich nach Hause, legte sich auch wieder zu Bette, und erwachte am andern Tage, doch ungleich entkräfteter als jemals. Sie mußte vor Schwäche im Bette bleiben, fühlte eine ununterbrochene Angst, und litt ungemein viel. Doch auch jetzt noch nicht entdeckte sie sich irgend jemandem. Es kam die dritte Nacht, und die Auftritte der vorigen beyden Nächte waren, kleine Abänderungen ausgenommen, dieselbigen. Am Morgen dieser dritten Nacht war die Entkräftung der alten Frau so stark, daß man darüber erstaunte. Man begriff die Ursache nicht. Man wußte sich ihre auffallende Traurigkeit, ihr Seufzen und Stöhnen, ihre Kraftlosigkeit nicht zu erklären. Sie nahm an nichts Theil. Ihre besten Freundinnen vermochten nicht, sie aufzuheitern. Selbst die Katze, die sie noch vor kurzer Zeit aufmuntern konnte, und

die von jeher ihr Liebling war, war ihr jetzt ganz gleichgültig. Das Thier betrübte sich hierüber nicht wenig; es verkroch sich unter das Bette der Matrone, und niemand war im Stande, es hervorzulocken. Auch vergaß man desselben gänzlich; denn der schlimme Zustand der Frau, die ohne Bewegung und Sprache da lag, hatte die Aufmerksamkeit aller Hausleute auf sich geheftet. Man schickte nach Beichtvater und Arzt. Beyde kamen, und sprachen, jeder nach seiner Art, der sonderbaren Kranken zu. Es glückte ihnen, sie zur Rede zu bringen; und nun erst erzählte sie ihre schreckliche Geschichte, alles gerade so, wie ich es bisher meinen Lesern erzählt habe.

Der Arzt verordnete schickliche Arzney, und entfernte sich mit dem Geistlichen. Die Kranke war des Tages über ruhig, und als der Abend kam, schlief sie auch ein. Da man keine Bewegungen an ihr entdeckte, die eine Verschlimmerung ihres Zustandes angezeigt hätten, so legten sich auch ihre Wächter nieder. Gegen Mitternacht entstehet plötzlich ein starkes Gepolter in der Schlafstube der Kranken. Die Katze, deren oben gedacht wurde, heulte in durch-

dringenden Tönen, sprang an die Thüre, kratzte, und heulte wieder. Man läuft schnell zu der Kranken, die Katze sitzt ihr zur Seite, und miaut, daß den Umstehenden die Ohren gellen. Man findet die Frau in einem heftigen Schweiße; sie wirft sich im Bette herum, seufzt aus tiefer Brust, und macht fürchterliche Bewegungen mit ihren Händen; die Katze setzt ihr Geschrey fort. Man spricht mit der Kranken, sie antwortet nicht; man will sie wecken, aber alle Mühe ist vergebens. Sie hat die Augen offen, doch sie siehet nicht, und verdrehet die Augäpfel auf eine gräßliche Art. Der Schweiß verstärkt sich zusehends. Der Arzt wird geholt; beobachtet alles, was vorgehet, und erwartet das Erwachen der Matrone. Ohngefähr nach einer Stunde erwacht sie mit einem tiefen Seufzer; ihre Kräfte sind dahin. Sie zittert am ganzen Leibe, sie weint, sie beklagt sich, daß man sie habe nach der Kirche gehen lassen, wo sie abermals die bekannten fürchterlichen Auftritte gesehen hätte. — Nun hat der Arzt den Schlüssel zu dem Zustande der Frau. Es waren Träume gewesen, die von einem äußerst dicken Blute und

sehr schwachen Nerven herkamen. Aderlässe, Blutreinigungen und stärkende Arzneyen verlängerten noch auf ein halbes Jahr das Leben dieser Person. Sie starb plötzlich in einer Nacht, und vermuthlich an einem ähnlichen Traume. Hat hier die Katze das Uebelbefinden ihrer Gebieterinn nicht entdeckt? Hat sie nicht nach Hülfe gerufen, nicht gesagt? „Gehet und sehet, die Frau ist in Gefahr!"

Ein Geistlicher, von meiner Bekanntschaft, hatte seinen Hund so abgerichtet, daß er sich desselben zu allerley Geschäften und Aufträgen recht gut bedienen konnte. Hier ein Auszug aus einem Briefe dieses Mannes an mich, der vorzüglich die Sprache des Hundes betrifft.

„Ich säume nicht, Ihr letztes Schreiben mit gegenwärtigem zu beantworten, und Ihnen von den Fortschritten meines Hundes in der Kunst, Sprechende zu verstehen, und sich selbst zweckmäßig auszudrücken, Rechenschaft zu geben."

„Es wird wenige Sachen in meiner Haushaltung geben, die mein gelehriger Schüler nicht nach seiner Art zu benennen wüßte, deren Benennungen in der Men-

schensprache er nicht verstünde. Ich sage ihm, z. B., Fidel „dort auf dem Tische im großen Zimmer liegt meine Dose, ein Buch und eine Bleyfeder; gehe und hole mir die Sachen herbey.“ Fidel vernimmt mit gespannter Aufmerksamkeit den Befehl, antwortet mit einem Baf und macht sich davon. In kurzer Zeit ist er wieder da, und bringt im Munde die verlangten Stücke richtig. Was er nicht füglich fassen kann, das gibt ihm ein Domestik, den er dazu auffordert, in das Maul. Ich lege in meiner Bibliothek einen Quartband, ein Oktavbändchen, und ein Büchelchen in Duodez zur Rechten auf einen Tisch im Fenster hin, bedecke die Bücher mit Papieren, so daß man sie nicht sehen kann, und rufe in meinem andern Zimmer meinen Fidel. Hab Acht, rede ich ihn an, in der Bibliothek, am Fenstertischchen, unter mehreren Papieren, liegt ein Quartant, daneben ein Oktavband und ein kleines Büchelchen; mache dich auf, und bringe mir den Quartanten. „Der Hund eilt, und der Quartant ist in meinen Händen. Und so brauche ich ihn zu allem, was er im Stande ist zu holen.

Bey guter Laune erweiset er auch jedem andern, den er kennt, dergleichen Dienste."

„Sie fragen mich, wie habe ich den Hund abgerichtet? Was ich immer in die Hand nahm, hielt ich ihm allezeit vor die Augen, nannte deutlich den Namen der Sache, legte sie an irgend einen Ort hin, führte den Hund zu dem Orte, und verlangte von ihm, daß er mir die Sache überbringe; ich steckte sie ihm wohl selbst in's Maul, und führte ihn damit zu meinem Tische. Durch unzählige Versuche, anhaltende Uebung, Strafen und Liebkosungen, brachte, ich es endlich dahin, daß ich mit meinem vierfüssigen Bedienten zufrieden seyn kann.

„Die Posten: "Mein Herr wird heute kommen, — mein Herr ist nicht zu Hause, es ist jemand draußen„ und noch mehrere andere weis Fidel vortrefflich auszurichten. Schicke ich ihn zu meinem Freunde in der Absicht, demselben zu melden, daß ich ihn heute besuchen werde, so läuft der Hund ungesäumt nach dem ihm beschriebenen Orte hin, und verlangt vor den Freund gelassen zu werden. Man öffnet ihm die Thüre, er wedelt mit dem Schwanze, gehet zu dem

Tische des Freundes, und bafft dreymal nach einander, welches mein Freund schon zu interpretiren weiß, und also erfährt, daß ich ihn heute besuchen werde. Kommt jemand zu mir, und ich bin nicht zu Hause, so bellet der Hund nur einmal, und das heißt: "Mein Herr ist nicht zu Hause." Er thut es auch, wann ich ihm befehle, daß er mich verläugnen soll. Erscheint ein Fremder, der mich sprechen will, so kratzet der Hund an meiner Thüre, und bellet zweymal sehr laut. "Sage, ich bin nicht zu Hause!" rufe ich, und Fidel sagt es dem Fremden mit einem lauten Baf. Es ist sehr unterhaltend, wann ich diese Versuche mache. — Kommen Sie doch bald, lieber Freund! Ihnen sagt Fidel gewiß, daß ich zu Hause bin, und vielleicht auch, wie sehr ich Sie liebe; denn dieses lernet er eben, und der Pursche hat Kopf. Ich bin, rc. rc.

XV.

Stufenleiter in der Vollkommenheit der Thiersprache; oder: Thierischer Logometer.

Die Sprache der Thiere ist Ausdruck ihrer Bedürfnisse, und richtet sich nach der Organisation des Thieres. Thiere also, die mehrere Bedürfnisse, und vollkommenere Sprachwerkzeuge haben, werden auch mehr Vollkommenheit in ihrer Sprache äußern, als Thiere, deren Bedürfnisse sehr eingeschränkt, deren Organe und Sprachinstrumente sehr vereinfachet sind. Unter den mir bekannten Thieren nehme ich nachstehende Stufenleiter in der Vollkommenheit ihrer Sprache an.

Erster Grad bey Fischen.
Zweyter — — Würmern.
Dritter — — Insekten.
Vierter — — Kameelgeschlechte.
Fünfter — — Hasengeschlechte.
Sechster — — Pferdegeschlechte.
Siebenter — Hirschgeschlechte.
Achter — — Ochsengeschlechte.

Neunter Grad bey Schafgeschlechte.
Zehnter — — Ziegengeschlechte.
Eilfter — — wilden, reissenden Thieren.
Zwölfter — — Katzengeschlechte.
Dreyzehnter — Hundegeschlechte.
Vierzehnter und
höchster Grad bey Vögeln, Hühnern und Gäusen.

Die Fische. Die Sprache dieser Geschöpfe ist unstreitig unter allen Thiersprachen die unvollkommenste. Sie drücken sich nur durch leise Hauche aus, die man kaum vernehmen kann, die immer einerley sind; aber auch die Bedürfnisse des Fisches sind äusserst einfach, und in seiner ganzen Struktur zeiget es sich, daß er nicht zum Redner gebildet ist. Nur wenig Beweglichkeit haben die Lippen des Fisches, einförmig macht sich sein Mund auf und zu; mir eine unbedeutende Volubilität ist der Zunge eigen. Er lebt im Wasser, das die Höhle seines Mundes immerdar anfüllt, und eben kein Element ist, in welchem sich Gespräche führen lassen. Aus diesen Gründen also lasse ich den Fisch den ersten oder geringsten, den

untersten Grad in Hinsicht auf die Vollkommenheit seiner Sprache einnehmen. Die Natur fängt hier mit Hauchen an, und gehet von hieraus stufenweise weiter.

Die Würmer. Unter dem Volke der Würmer findet man schon mehr Sprachvollkommenheit. Ihre Töne sind schon etwas mehr, als Hauche, sie haben schon geschärfte Accente. Es gehöret freylich ein sehr feines Ohr dazu, z. B., die Schnecken sprechen zu hören; aber dagegen giebt es wieder Würmer, deren Töne dem Ohre des Menschen nicht entgehen. Ich habe ein Summen, ein Zischen bey vielen wahrgenommen, besonders in heissen Sommertagen, und bey Windstille.

Die Insekten. Hier trifft man überaus geschwätzige Creatürchen an, und wenn man die Bienen, die Wespen, die Hummeln u. d. gl., beobachtet, so sollte man glauben, daß sie wohl auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit in Bezug auf Sprache gesetzt zu werden verdienten, als die ist, welche ich ihnen anweise. Aber man bedenke, daß Geschwätzigkeit noch keine Vollkommenheit der Sprache ist; daß ihre Töne noch viel zu einförmig sind, daß

es Insekten giebt, denen man weder diese Geschwätzigkeit zuschreiben kann. Die Raupe, der Schmetterling sind sehr stille Thiere. — Die Insekten mögen also zufrieden seyn mit der Ehre, die ich ihnen bezeuge, indem ich sie auf die dritte Stufe stelle, von welcher sie doch immer mit einer Art von Stolz auf Würmer und Fische herabsehen können.

Das Kameelgeschlecht. Die sonoren und verschiedenen Töne, die man bey Thieren dieses Geschlechts höret, ersetzen die Stelle der Redseligkeit. *)

Das Hasengeschlecht. Sonorer, feiner, mannichfaltiger sind die Töne des Hasenvolks. Es ist viel Gesprächigkeit bey diesem Geschlechte, besonders zeichnet sich hier das Kaninchen aus.

Das Pferdegeschlecht. Es liegt viel Ausdruck in dem Wiehern, in den Lau-

*) Auch die Ners in Persien gehören zu diesem Geschlechte, sie sind ein Mittelschlag, der aus der Vermischung der Dromedare und Kameele unter einander entstehet.

ten der hieher gehörigen Thiere. Sie bezeichnen ihre Empfindungen genau; man unterscheidet deutlich, wann sie zörnen oder froh sind, klagen oder sich freuen. Mehr Gesprächigkeit verräth das Hirschgeschlecht, besonders die jungen Thiere *).

Das Ochsengeschlecht. Ungleich sonorer, gewichtvoller, anhaltender, und öfter sind die Töne des Ochsen und seiner Verwandten **).

Das Schafgeschlecht. Wenn auch nicht Mannichfaltigkeit in der Schafsprache Statt findet, so hat sie dennoch viel Geschmeidigkeit, und ist den friedlichen Empfindungen des Schafes ganz angemessen.

---

*) Geßner sagt, daß der Ziegenhirsch auch in den böhmischen Wäldern anzutreffen sey. Ein alter Förster, der in der Naturgeschichte der Thiere viel gearbeitet hat, versicherte mich, ihn da öfter gesehen zu haben.

**) Man will bemerkt haben, daß der Ochs in der heissen Zone, in Ostindien und Afrika, weit mehr Gelehrigkeit und Verstand besitze, als in Europa und in anderen kältern Ländern.

Das Ziegengeschlecht. Welch ein sichtbarer Uibergang zur größern Vollkommenheit in der Sprache der Ziege! Wie fein accentuirt sie ihre Töne! welche Lebhaftigkeit legt nicht ihr spitzig Mäulchen darein! Wie plappert, wie meckert sie gerne! — Obschon Ziege und Schaf eigentlich zu einem Geschlechte gehören, so unterscheide ich sie hier bloß der Verschiedenheit in der Vollkommenheit ihrer Sprachen wegen von einander.

Die wilden reissenden Thiere. Gewaltig ist ihre Stimme; großer Ausdruck kommt ihren Tönen zu, Ausdruck der Leidenschaft im höchsten Grade.

Das Katzengeschlecht. Welche einschneidende durchdringende Töne! Welche Modulation! *)

Das Hundegeschlecht. Solider ist die Sprache des Hundes, als der Katze,

*) Schade, daß das Katzengeschlecht noch so wenig untersucht ist! Freylich sind die Seltenheit und Grimmigkeit der meisten hieher gehörigen Thiere große Hindernisse. Die Sprache des Löwen muß viel Interessantes enthalten.

reicher am Ausdruck, deutlicher sind die Sylben. Auch ist er gesprächiger.

Die Vögel, Hühner und Gänse. Wenn Geschwindigkeit, Modulabilität, Mannichfaltigkeit, Anhaltsamkeit Sprachvollkommenheiten sind, so stehen die Vögel, Hühner und Gänse gewiß oben an. Man sollte denken, diese Thiere müßten ermüden, so viel sprechen sie des Tages über; die Gänse ruhen selbst bey Nacht nicht. Es giebt immer etwas, worüber sich diese Thiere expektoriren müssen. Der Vogel und die Henne, jedes spricht mit sich selbst, wenn es keinen Gesellschafter hat. Ihre Monologe sind öfter anhaltender, als die Monologen Hamlets, und vielleicht hätten sie mehr Interesse, wenn man sie übersetzen könnte, und gewiß mehr Interesse, als manches Selbstgespräch in unsern Trauerspielen.

XVI.

Die Gebehrdensprache der Thiere. — Thierisch-pathognomisch-mimisches Alphabet.

Von der Sprache der Thiere darf man die Vollkommenheit der Sprache des Men-

schen nicht fordern. Das Thier hat hier seine Grenzen, über welche es nicht hinaus kann. Da, wo die Sprache des Thiers nicht hinreicht, die Empfindungen desselben nach ihrem ganzen Gehalte auszudrücken, wo es nicht vermögend ist, sein Begehren und Verabscheuen, seine Lust und Unlust, seine frohen und traurigen Gefühle, mit einem Worte, seine Gemüthsstimmungen und Leidenschaften mittelst der Töne zu bezeichnen, da nimmt es zu Bewegungen seine Zuflucht, da mühet es sich, das durch Gebehrden, durch Mimik zu ersetzen, was ihm seine Sprachfähigkeit versagt. Wer die Gebehrdensprache der Thiere beobachtet, und zugleich, indem sie Töne hervorbringen, auf ihre Bewegungen und Mienen Acht giebt, der wird bald das Thier verstehen, wird bald die Empfindungen errathen, die in dem Innern desselben vorgehen.

Die Gebehrdensprache der Thiere ist nur solchen Theilen des Körpers eigen, auf welche die Thierseele wirken kann, die ihrem Willen unterliegen, mithin nur solchen Theilen, die p a t h o g n o m i s c h sind. Ich habe diese Theile und ihre Bewegungen in

alphabetische Ordnung gebracht, und jeder so bezeichneten mimischen Gebehrde die Bedeutung beygesetzt.

Thierisch-pathognomisch-mimisches Alphabet.

A.

After. Hunde, Katzen und Hühner siehet man oft auf dem Hintertheile ihres Leibes oder dem After umherkriechen. Diese Gebehrde hat mancherley Bedeutungen, die sich nach den Umständen bestimmen lassen. Entweder drücket dadurch das Thier seine Begierde sich sich fortzupflanzen, aus, oder es will damit zu verstehen geben, daß eine unnatürliche Schärfe sich in dieser Gegend abgesetzt habe, deren es gerne los zu seyn wünschte; oder es ist ein Zeichen eines hohen Grades vom Zorn, Unwillen, u. s. w. Ich habe Hunde und Katzen so böse gemacht, daß sie sich, unter Ausstoßung verschiedener unharmonischen schneidenden Töne, auf

die Hinterfüsse gesetzt haben, und so fortgerutscht sind.

Andrücken des Thieres. Wann sich Hunde, Katzen, Schafe, Lämmer u. s. w., entweder an einander oder an den sie begleitenden Menschen drücken, so kann man versichert seyn, daß sie etwas fürchten, daß sie Angst fühlen, daß sie ein nahes Uebel ahnen. Ich habe Hunde und Katzen gesehen, die bey einem herannahenden Donnerwetter nicht von der Seite ihres Herrn wichen, sich an ihn drückten, ihm zwischen die Füsse krochen. So drücken sich auch Kälber, Kühe, Ochsen, Schafe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten an einander, wann es donnert, wann Winde sausen, der Sturm heult, starke Regen herabfallen. Es ist Ausdruck ihrer Furcht, ihrer Besorgniß, Ausdruck der Angst, Drang sich zu verbergen, zu retten.

Anschauen, starres. Wann Thiere einander starr anschauen, so kann man schließen, daß sie ihre Kräfte gegen

einander messen, daß feindselige Leidenschaften in ihrem Innern kochen, daß es bald zu einem Kampfe kommen werde. Eifersüchtige Hähne stehen eine Weile stille, sehen einander an, und eh' man sichs versicht, sind sie über einander. So auch Hunde und Katzen. Schauen Thiere dem Menschen starr in's Gesicht, so verräth es Muth, Furchtlosigkeit; sie sagen dadurch, daß sie ihm Trotz bieten. Hat man aus Nebenumständen keine Ursache zu schließen, daß das Thier unwillig oder böse sey, so bedeutet dieses starre Anschauen ein heftiges, starkes Verlangen des Thieres, es will, daß wir uns geneigt finden lassen möchten, seinem dringenden Wunsche Genüge zu leisten. Der Hund, welcher große Schmerzen leidet, blicket uns starr an, und verlangt dadurch Hülfe, seiner Leiden Linderung. Doch liegt allemal bey einem solchen starren Anschauen des Thieres ein sehr unangenehme Empfindung desselben zum Grunde.

Augen. Ein offenes, helles, heiteres Aug beym Thiere zeuget von Zufriedenheit und Wohlwollen. Ein offenes dabey aber funkelndes Aug kündiget Zorn und Wuth an. Blinzelt das Thier, so traue man ihm nicht; es gehet falsch mit uns, mit seines Gleichen um. Unstetes, blinzelndes nicht zu lebhaftes Aug verräth, daß das Thier sich im Zustande der Liebe befinde, — mehr suche man unter dem Worte Blick.

B.

Bäumen. Wann sich Thiere auf ihre Hinterfüsse aufrecht stellen, so sagt man, sie bäumen sich, und sie thun es dann, wann sie unfolgsam, widersetzlich, eigensinnig, halsstarrig, böse zornig, wüthend sind. Das widerspänstige, nicht gehorchen wollende, schlimme Pferd bäumet sich, und sucht den Reuter herabzuwerfen. Der zornige Hund stellet sich aufrecht, und will den, den er zörnet, anfallen. Der Bär, der Tieger, der Löwe, die Hiäne, nehmen diese Stellung an, wann

ihnen ein widriger Gegenstand aufstößt. Der Hahn im Streite hebet sich in die Höhe, um seine Indignation auszudrücken. — Zuweilen sagt uns auch das Bäumen der Thiere, daß sie sehr aufmerksam auf etwas, das immer unangenehm ist, sind. Bey einem unvorgesehenen, überraschendem, plötzlichem Geräusche bäumet sich der Haase, das Kaninchen; sie machen, wie man sagt, ein Männchen, sie wollen wissen was vorgeht, sie ahnen nichts Gutes.

Blicke. Heiterer Blick drückt Zufriedenheit, Wohlwollen, gute Laune beym Thiere aus. Starrer auf einen Gegenstand hin gehefteter Blick bedeutet gespannte Aufmerksamkeit, Furcht, Besorgniß, Ahnung eines noch entfernten Uebels. Ein Blick, der den Menschen oder ein Thier fixirt, zeuget von Unwillen, Zorn des Thieres. Munterer, schmachtender Blick ist Bitte um etwas, dringendes Verlangen nach etwas. Blicke, die bald her, bald dahin schießen, lassen vermuthen,

daß das Thier arg denke, daß es auf einen listigen Streich sinne, daß es was Böses im Sinne habe. Sanfter Blick ist Liebkosung, Schmeicheley, Dank.

Blinzeln. Zuweilen öffnen die Thiere ihre Augen nur halb. Sie sind in Leidenschaft, wann sie es thun. Ihre übrigen Bewegungen sagen uns, in welcher. Sie blinzeln, wann sie lieben; blinzeln, wann sie sich einer That bewußt sind, die ihnen verbothen ist; blintzeln, wann sie einen Anschlag auf etwas machen, der Fuchs blinzelt, wann er den Hühnern nachschleicht. Die Katze blinzelt, wann sie auf eine Maus lauert, wann sie genascht hat. — Man muß nur alle Verhältnisse, unter welchen sich das Thier jedesmal befindet, genau erwägen, Rücksicht auf seine Natur nehmen, und man wird hinter die wahre Bedeutung des Blinzelns kommen.

D.

Drücken des Thieres. s. Andrücken.

E.

Erdescharren. Der Löwe, der Bär, der Ochs, u. m. a. Thiere brüllen, wann sie heftige Schmerzen leiden, zornig und wüthend sind; aber da scharren sie auch die Erde auf, und drücken dadurch den höchsten Grad der Leidenschaft aus. Ich war zugegen, als ein Bär geschossen wurde. Er bäumte sich in dem Augenblicke des empfangenen Schußes, brüllte laut, griff mit aller Gewalt in die Erde ein, scharrte, nahm ein Stück des ausgerissenen Rasens, verstopfte die Wunde, und stellte sich in Positur, den Feind anzugreifen, blickte wild umher, und da er nichts hatte, woran er sich rächen konnte, scharrte er zu widerholtenmalen die Erde auf. — Wer Stiere, Ochsen hetzen sah, wird ein Gleiches bemerkt haben. — — Ist das Thier nicht böse, nicht wild, und scharret es, so will es dadurch sei-

nen guten Humor an den Tag legen. Der Hund thut ein paar lustige Beller, und scharret mit den Füssen, zuweilen mit den vordern, zuweilen auch mit den hinteren, die Erde vor sich auf. Er ist guter Laune, hat Vergnügen, treibt Scheckerey; man kann sich darauf verlassen. — Das mit dem Scharren verbnndene Geschrey giebt deutlich zu erkennen, ob man daraus auf gute Laune, oder Zorn des Thieres schließen kann, oder nicht.

F.

Federn. Bey Thieren, welche Gefieder haben, sträuben sich die Federn im Zustande des Unwillens, des Zorns. Man siehet dieses bey allen Vögeln, bey Hahnen, Hühnern u. s. w. Sie bringen dissonante, einander spaltende Töne hervor, und je mehr ihr Zorn steiget, desto mehr hebet sich ihr Gefieder. — Liegen die Federn platt auf einander, geben sie dem Körper ein Ansehen von Glätte, scheint gleichsam ein Glanz sie zu überziehen; so

ist das Thier nicht allein gesund, es ist auch in seinem rosenfarbnen Humor, willfährig, folgsam, gelehrig, gut.

Flügel. Die Flügel sind große Redner. Sie vertreten die Stelle der Arme. Freude, Hoffnung, Liebe, Zorn, kurz alle nach aussen wirkende Leidenschaften drücket das beflügelte Thier durch diese Gliedmaaßen deutlich aus. Im Zustande der Freude breitet es die Fliegel von einander, fächelt damit, in der Hoffnung, hält es dieselben ausgespannt; in der Liebe beweget es solche bald auf bald abwärts, im Zorn schlägt es, segelt gleichsam damit, beweget sie unregelmäßig. Nehmet der Henne ein Küchlein, die junge Gans von der Seite der Alten, und sie werden euch mit ihren Flügeln zu strafen suchen. Waltet Gefahr ob, so strecket das Thier seine Flügel in gerader Linie nach aufwärts; es ziehet sie zusammen, wann es sich fürchtet, wann es in der Angst ist. Was es durch seine Töne nicht verständlich ma=

chen kann, will es durch die Bewegungen der Flügel verständlich machen.

G.

Graben in die Erde. s. Erdescharren.

Grasbeissen. Bey Hunden, zuweilen auch bey Katzen, mimischer Ausdruck, daß ihre Gedärme einiger Reinigung bedürfen, dunkles Gefühl einer bevorstehendeu Wetterveränderung, gewöhnlich Regen.

H.

Haare. Eben dieselbe mimische Bedeutung, welche die Federn bey befiederten Thieren haben, findet bey den Haaren behaarter Thiere Statt. Im Zorne, in der Wuth sträubet sich das Haar, steigt empor, besonders bemerket man dieß an den Haaren im Gesichte. Es ist gefährlich dem Thiere nahe zu kommen, wann dieser mimische Ausdruck vorhanden ist.

Hautzusammmenziehung. Man beobachtet an Hunden, daß sie ihre

Haut in Falten zusammenziehen, wann sie sich fürchten, wann sie ein Uebel besorgen.

J.

Irren. So nenne ich bey Thieren seine unregelmäßigen, wilden Bewegungen, welche sie in einer Art von Verstandesverrückung machen. Ich habe sie öfter bey Hunden und Katzen beobachtet. Das Thier steht stille, öffnet die Augen, drehet solche fürchterlich umher, schießt wie ein Pfeil nach einer Ecke, oder es drehet sich im Kreise herum, stehet wieder stille, läuft auf's neue, und drehet sich wieder.

K.

Kriechen. Wann die Katze auf eine Maus, einen Vogel, oder sonst auf etwas lauert, so kriecht sie leise auf der Erde daher. Alle ihre Muskeln sind bereit zum gähen Sprunge, so bald der Augenblick da ist, der ihr der schicklichste zu diesem Sprunge zu seyn scheint. Sie ist jetzt stille; nur diese Mimik

allein

allein ist der Ausdruck ihres innern Seelenzustandes. Auch der Hund kriecht in gleicher Absicht, doch seltner als die Katze. Oefter kriecht er aus Furcht, wann man mit ihm zankt, ihm mit Schlägen drohet.

Krümmen. Alle Thiere krümmen sich im hohen Grade der Furcht, der Besorgniß, des physischen Schmerzes.

L.

Laufen, unregelmäßiges. s. Irren.

Lecken. Das Thier lecket sich, mit dem Schnabel putzet sich der Vogel, im Zustande von Zufriedenheit Behaglichkeit, bey anhaltend schönem Wetter. Lecken Thiere einander wechselseitig, so erkären sie einander ihr Freundschafts-Gefühl, drücken dadurch ihre Zuneigung gegen einander, ihre Liebe aus; Pferde, die Freunde sind, Hunde, die einander leiden, Katzen, Kühe u. s. f., thun es sehr oft. Wie fleißig leckten nicht die Thiermütter ihre Jungen!

Liegen. Oft ist das Liegen der Thiere ein mimischer Ausdruck. Der Fuchs, der Hund, die Katze, und alle vierfüssige Thiere, die auf Raub ausgehen, legen sich öfter nieder, strecken alle viere von sich, thun als ob sie schliefen, und haben den Schalk im Herzen. Ihre Zunge schweigt, aber um so beredter ist dieses Liegen. — Wann man ihnen drohet, wann sie Schläge befürchten, wann sie auch schon welche erhalten, legen sie sich auch nieder; sie wollen Mitleid dadurch erwecken.

M.

Mähnen. Bey allen Thieren, welche Mähnen haben, bemerket man, daß sich solche sträuben, und empor heben, wann das Thier den höchsten Grad seines Zornes ausdrücken will. Der Löwe schüttelt seine Mähnen und brüllt; er kann nicht mehr wüthender seyn.

Mund. Neid, Mißgunst, Habsucht, Zorn, sind die Leidenschaften, welche dem Thiere das Maul öffnen, und lange of-

fen erhalten. Mit wildem Blicke und weit aufgesperrtem Rachen stehet das wilde Thier da, um den Gegenstand seiner Wuth zu verschlingen oder in Stücken zu reissen. — Auch im höchsten Grade des physischen Schmerzes ist der Mund des Thieres oft lange offen und scheint zu gähnen.

Muskeln des Mundes. Mittelst dieser beweget das Thier den Mund, und bemühet sich durch die daher entstehenden Bewegungen den Mangel seiner Sprache zu ersetzen. Es ist aufmerksam auf etwas, wann es die Lippen zusammenziehet. Es ist neidisch, mißgünstig, zornig, wann es solche auseinander dehnt. Es ist Schimpf, Verachtung, wann sie nach der Seite hingezogen werden. Ein gespitzter Mund bedeutet Schmeicheley, Liebkosung. Bey Hunden und Katzen kann man die Beweise davon einholen.

Muskeln der Stirne. Im Zustande des Zorns runzelt sich die Stirne bey Thieren. Sie glättet und faltet sich

wechselsweise wann sie wohlwollen, wann sie gut sind. Affen und Hunde dienen hier zum Beyspiele.

N.

Nasenflügel. Die beyden Nasenflügel ziehen sich zusammen und dehnen sich aus, wann das Thier zörnet, — wann es eine große Begierde nach etwas hat, — wann es etwas sucht.

O.

Ohren. Das Thier spitzet die Ohren, wann es aufmerksam ist, wann es ein ungewöhnliches Geräusche höret, wann es besorgt ist, — einen fremden Gegenstand wittert. — Bey Pferden, Hunden und Katzen kann man diese Erfahrungen sammeln.

R.

Reiben. Wann der Hund, die Katze, das Pferd, u. s. w., ihre Liebe gegen den Menschen oder gegen andere Thiere ausdrücken wollen, so reiben sie sich an dem Menschen, an den Thieren.

S.

Schnabel. Der Singvogel pickt mit seinem Schnabel an feste Körper, wann er Lust zum Gesange fühlt, gesund und fröhlich ist. Der Hahn, die Henne thun ein Gleiches, wann sie das Gefühl des Wohlbefindens, der Behaglichkeit, der Freundschaft gegen einander ausdrücken wollen. Sind geschnabelte Thiere Feinde, zanken sie mit einander, so picken sie zwar einander auch, aber viel heftiger und mit gleichzeitiger wilden ungestümen Bewegung des Körpers; hier ist das Picken Ausdruck des Zorns. Eyer legende Hennen picken in Kalk und Eyerschalen.

Schütteln des Körpers. Zeichen des Wohlwollens bey Hunden und anderen vierfüssigen Thieren.

Schwanz. Sind die Thiere krank, furchtsam, ahnen sie Gefahr, werden sie geschlagen, so lassen sie den Schwanz hängen. Der frohe Hund wedelt mit dem Schwanze; er freuet sich, er drü-

cket so seine freundschaftlichen Gesinnungen aus. Wann die Katze böse ist, hebet sie den Schwanz empor; die Haare desselben sträuben sich, stehen auf, breiten sich auseinander. Der Stier, der Ochs, die Kuh, das Pferd und andere große Thiere schlagen im Zorne mit dem Schwanze um sich her.

Stampfen mit den Füssen. Beym Pferde, — Ungeduld; bey andern vierfüssigen Thieren, Zorn, Wuth.

Stutzen. Anzeige von einem unvermutheten Vorfalle, starker Grad von Aufmerksamkeit, Frage: Was ist geschehen? Es bestehet in einem Aufrichten, schnellen Aufwerfen des Kopfes, schnellem um sich geworfenen Blick.

T.

Tasten. Affen, Katzen, Hunde, u. s. w. fahren rasch mit den Vorderfüssen nach Gegenständen hin, die ihnen lieb sind, nach denen sie eine heftige Begierde haben. Sie legen dadurch Habsucht, Neid, Mißgunst, Geitz an den Tag.

U.

Ueberwerfen des Leibes. Ausdruck des heftigsten physischen Schmerzes, des höchsten Grads von Zorn. Ich habe Hunde gesehen, die, da man sie aufs heftigste reizte, förmliche Burzelbäume machten.

W.

Wälzen auf der Erde. Beym Hunde, oft gute Laune, Scheckerey; so auch bey Katzen. Bey allen vierfüssigen Thieren auch Ausdruck eines ausserordentlichen körperlichen Schmerzes, der höchsten Stufe des Zorns.

Wasserscheue. Scheuet das Thier alles, was naß ist, so traue man ihm nicht; es ist krank, die Wuth ist im Anzuge. Hunde, Katzen, die bey dem Anblicke des Wassers fliehen, Unwillen bezeugen, sind äußerst gefährlich; man entferne sie. Ihr Biß hat, bekanntlich, schreckliche Folgen.

3.

Zähneflätschen. Neid, Mißgunst, Geitz, Zorn. Zungebleken. Durst, innere Hitze, Ermüdung bey Hunden. Sonst auch, und zwar bey allen vierfüssigen Thieren, Anzeichen von Krankheit.

Es verstehet sich von selbst, daß alle Nebenumstände zusammengenommen, und mit einander verglichen werden müssen, wenn man aus diesen mimischen Bewegungen auf den innern Zustand des Thieres richtig schließen, und denselben bestimmen will.

Bayerische Staatsbibliothek München

500.–
Jan 85

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Gottfried Immanuel

Neue auf Vernunft und Erfahrung gegründete Entdeckungen über die Sprache der Thiere

Wien 1800

Zool. 548
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10309242-8
VD18 14772175-001